



79. Band. Vierzigster Jahrgang. Oktober 1897—1898.  
Erscheint jeden Sonntag.

Preis vierteljährlich 3 M. 50. Mit Postzuschlag 5 M. 75.  
Verlag: Ernst Schäfer in Stuttgart.

**Inhalt:** „Stechlin“, Roman von Theodor Fontane (Fortsetzung).  
— Verhältnis Reinfahrer, von H. Sch. — Die deutsche Quaker-  
literatur, von P. Doerf. — Sprüche, von H. Eiler. — Eine  
Räuberfahrt nach Guld-Klein, humoristische Erzählung von Kurt  
Göbera (Fortsetzung). — Der blaue Quack, Gedicht von H. Pfeil.  
— Von der dreißigjährigen Quasanna-Gente, von Heinrich Ver.  
— Turghäulen an der Salzach, von Hugo Arnold. — Zu unsern

Wählern. — Das Wälderholzer Hofbuchhaus. — Schach. — Witzblätter. —  
Literatur. — Reinfahrer. — Handliches-Portierhaus.

**Abbildungen:** Der Dauersfahrer Alfred Köpfer-Berlin mit  
seinen Schrittmaschinen, und einer Momentaufnahme von Julius  
Reichardt in Berlin. — Unter täglich Beat sich uns heute  
Nach dem Gemälde von Franz v. Strozger. — Bekannte Men-

schichten. — Der neue Bilderschreiber in Gochsheim, nach photo-  
graphischen Aufnahmen von W. Zander & Sohn in Gochsheim. —  
Turghäulen an der Salzach, nach Aufnahmen von H. Wälder.  
— Das Festmal der Siebenmännchen bei Stenwille.  
— Das Festmal von Gochsheim, G. Jacobi in Weh. — Was  
Zeit und Leben. — Das Wälderholzer Hofbuchhaus vor fünfzig Jahren.  
Das neue Wälderholzer Hofbuchhaus.

## Stechlin.

Roman von Theodor Fontane.

(Fortsetzung.)

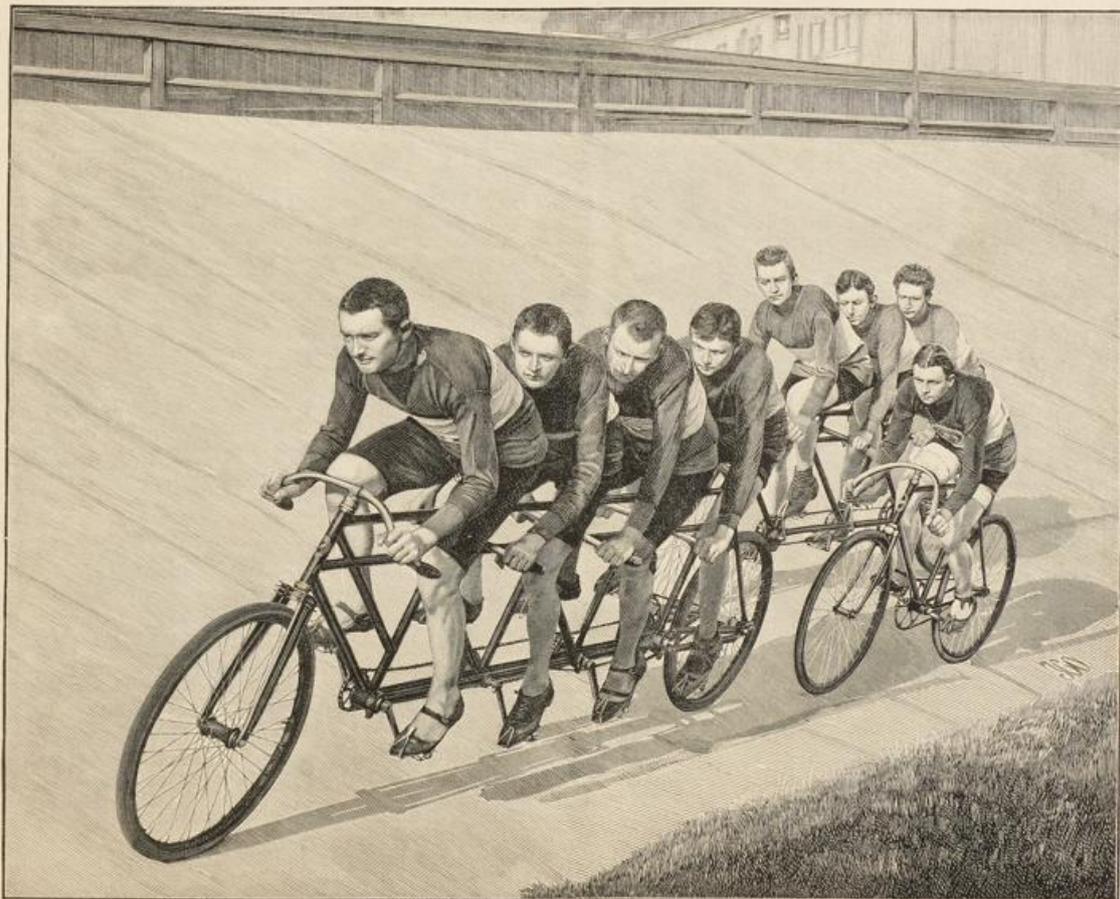
Der war einverstanden und wiederholte: „Schade,  
dass wir so spät an dem Denkmal vorbeikommen.“

„Ja, schade,“ sagte Czako. „Wir müssen es  
uns aber schenken. Im übrigen, denk ich, lassen  
wir in dem, was wir uns noch zu sagen haben,  
die Hohenlohes überhaupt. Andres liegt uns heute  
näher. Wie hat Ihnen denn eigentlich die Schnurgen-  
dorf gefallen?“

„Ich werde mich hüten, Czako, Ihnen darauf  
zu antworten. Außerdem haben Sie sie durch den

Garten geführt, nicht ich, und mir war immer, als  
ob ich Faust und Gretchen sähe.“

Czako lachte. „Natürlich schwebt Ihnen das  
andre Paar vor, und ich bin nicht böse darüber.  
Die Rolle, die mir dabei zufällt — der mit der  
Hahnenfeder ist doch schließlich 'ne ganz andre  
Nummer als der 'Habe-nun-ach-Mann'. — Diese  
Nephistorolle gefällt mir besser, und was die



Der Dauersfahrer Alfred Köpfer-Berlin mit seinen Schrittmaschinen. (5000 Meter-Weltrekord.)

Nach einer Momentaufnahme von Jul. Reichardt in Berlin.

Schwarzendorf angeht, so kann ich nur sagen: Von meiner Martha laß' ich nicht."

"Gzato, Sie mühen wieder ins Frivole."

"Gut, gut, Ner, Sie werden unmirlich, und Sie sollen recht haben. Lassen wir also die Schwarzendorfer. Aber über die Domina ließe sich vielleicht sprechen, und sind wir erst bei der Tante, so sind wir auch bei dem Nessen. Ich fürchte, unser Freund Woldemar befindet sich in diesem Augenblick in einer schmerzlichen Zwidmühle. Die Domina liegt ihm seit Jahr und Tag (er hat mir selber Andeutungen darüber gemacht) mit Heiratsplänen in den Ohren, mutmaßlich weil ihr die Vorstellung einer stechlinlosen Welt einfach ein Schrecknis ist. Solche alten Jungfern mit einer Granatbroche haben immer eine merkwürdig hohe Meinung von ihrer Familie. Freilich auch andre, die klüger sein sollten. Unsere Leute gefallen sich überhaupt in der Idee, sie hingen mit dem Fortbestande der göttlichen Weltordnung aufs engste zusammen. In Wahrheit liegt es so, daß wir sämtlich abkommen können. Ohne die Gzatos geht es nun schon gewiß, wozu sozujagen historisch-symbolisch der Weinsch erbracht ist."

"Und die Ner?"

"Vor diesem Namen mach' ich Halt."

"Wer's Jüden glaubt. Aber lassen wir die Ner und lassen wir die Gzatos, und bleiben wir bei den Stechlin, will sagen bei unserm Freunde Woldemar. Die Tante will ihn verheiraten, darin haben Sie recht."

"Und ich habe wohl auch recht, wenn ich das eine heisse Lage nenne. Denn ich glaube, daß er sich seine Freiheit wahren will und mit Bewußtsein auf den Selbstmord lossteuert."

"Ein Glauben, in dem Sie sich, lieber Gzato, wie jedesmal, wenn Sie zu glauben anfangen, in einem großen Irrtum befinden."

"Das kann nicht sein."

"Es kann nicht bloß sein, es ist. Und ich wundere mich nur, daß gerade Sie, der Sie doch sonst das Gras wachsen hören und allen Gesellschaftsflatsch kennen wie kaum ein zweiter, daß gerade Sie von dem allem kein Sterbenswörtchen vernommen haben sollen. Sie verstehen doch auch bei den Kulanders, ja, ich glaube, Sie da kämpfend am Büffelt im Laufe des letzten Winters gesehen zu haben."

"Gewiß."

"Und da waren an jenem Abend auch die Berchtsgadens, Baron und Frau, und in lebhaftem Gespräch mit dem bairischen Baron ein distinguirter alter Herr und zwei Damen. Und diese drei, das waren die Barbys."

"Die Barbys," wiederholte Gzato, "Vorsichtsrat oder dergleichen. Ja, ich habe davon gehört; aber ich kann mich nicht erinnern, ihn und die Damen gesehen zu haben. Und sicherlich nicht an jenem Abend, wo von Vorhellen keine Rede war, die reine Völkerschlacht. Aber Sie wollten mir, glaube ich, von eben diesen Barbys erzählen."

"Ja, das wollte ich. Ich wollte Sie nämlich wissen lassen, daß Herr Selbstmörder seit Ausgang vorigen Winters in eben diesem Hause verkehrt."

"Er wird wohl in vielen Häusern verkehren."

"Möglich, aber nicht sehr wahrscheinlich, da das eine Haus ihn ganz in Anspruch nimmt."

"Nun gut, so lassen wir ihn bei den Barbys. Aber was bedeutet das?"

"Das bedeutet, daß in einem solchen Hause verkehren und sich mit einer Tochter verloben, so ziemlich ein und dasselbe ist. Bloß eine Frage der Zeit. Und die Tante wird sich damit ausöhnen müssen, auch wenn sie, wie sehr wahrscheinlich, über ihr Herzblatt bereits anders verfügt haben sollte. Solche Dinge begreifen sich schließlich immer. Aber unser Woldemar wird sich vor andre Schwierigkeiten gestellt sehen."

"Und die wären? Ist er nicht vornehm genug? Oder maniert vielleicht Gegenliebe?"

"Nein, Gzato, von manlierender Gegenliebe, wie Sie sich ausdrücken belieben, kann keine Rede sein. Die Schwierigkeiten liegen in was andern. Es sind da nämlich, wie ich mir schon anzudeuten erlaubte, zwei Gemessen im Hause. Nun, die jüngere wird es wohl werden, schon weil sie eben die jüngere ist. Aber so ganz sicher ist es doch keineswegs. Denn auch die ältere, wiewohl schon über dreißig,

ist sehr reizend und zum Heberfluß auch noch Witwe — das heißt eigentlich nicht Witwe, sondern eine gleich nach der Ehe geschiedene Frau. Sie war nur ein halbes Jahr verheiratet, oder vielleicht auch nicht verheiratet."

"Verheiratet, oder vielleicht auch nicht verheiratet," wiederholte Gzato, während er unwillkürlich sein Pferd anhielt. "Aber Ner, das ist ja hochpifant. Und daß ich erst heute davon höre und durch Sie, der Sie sich doch eigentlich von solchen Dingen entsetzt abwenden müßten. Aber so seid ihr Konventikler. Schließlich ist all dergleichen doch eher eigentliches Feld. Und nun erzählen Sie weiter, ich bin neugierig wie ein Pöschel. Wer war denn nun eigentlich der unglücklich Glücklichste?"

"Sie meinen, wenn ich Sie recht verstehe, wer es war, der diese ältere Gemessene heiratete. Nun, dieser glücklich Unglücklichste — oder umgekehrt — war auch ein Graf, sogar ein italienischer Graf (vorausgesetzt, daß Sie dies als eine Steigerung ansehen), und hatte natürlich auch einen echt italienischen Namen: Conte Ghiberti, derselbe Name wie der des florentinischen Bildhauers, von dem die berühmten Thüren herrühren."

"Welche Thüren?"

"Nun, die berühmten Baptisteriumthüren in Florenz, von denen Michelangelo gesagt haben soll, sie wären wert, den Eingang zum Paradies zu bilden. Und diese Thüren heißen denn auch, ihrem großen Künstler zu Ehren, die Ghibertischen Thüren. Uebrigens eine Sache, von der ein Mann wie Sie was wissen müßte."

"Ja, Ner, Sie haben gut reden von wissen müssen. Sie sind aus einem großen Hause, haben nämlich einen frommen Kandidaten als Lehrer gehabt und sind dann auf Reisen gegangen, wo man so seine Dinge wegstriegt. Aber ich! Ich bin aus Ostrowo."

"Das ändert nichts."

"Doch, doch, Ner, Italienische Kunst! Ich bitte Sie, wo soll dergleichen bei mir herkommen? Was Hänschen nicht lernt, — dabei bleibt es nun mal. Ich erinnere mich noch ganz deutlich einer Auktion in Ostrowo, bei der — es war in einem kommerziell-rätlichen Hause — schließlich ein roter Kasten zur Versteigerung kam, ein Kasten mit Doppelbildern und einem Overtender dazu, der aber feiner war. Und all das kaufte sich meine Mutter. Und an diesem Stereoskopkasten, ein Wort, das ich damals noch nicht kannte, habe ich meine italienische Kunst gelernt. Die Thüren waren aber nicht dabei. Was können Sie da groß verlangen? Ich habe, wenn Sie das Wort gelten lassen wollen, 'ne Panoptikumbildung."

Ner lachte. "Nun, gleichviel. Also der Graf, der die ältere Gemessene Barbys heiratete, hieß Ghiberti. Seiner Ehe fehlten aber durchaus die Himmelsthüren, — so viel läßt sich mit aller Bestimmtheit sagen. Und deshalb kam es zur Scheidung. Ja, die scharmante Frau — Scharmann! ist übrigens ein viel zu plebejes und minderwertiges Wort — hat denn auch bald danach in ihrer Empörung den Namen Ghiberti wieder abgethan, und alle Welt nennt sie jetzt nur noch bei ihrem Vornamen."

"Und der ist?"

"Melusine."

"Melusine? Hören Sie, Ner, das läßt aber tief blicken."

Unter diesem Gespräch waren sie bis an den Gremmer Damm herangekommen. Es dunkelte schon stark, und ein Gewölk, das am Himmel hinzog, verbarg die Mondhölle. Ein paarmal aber trat diese doch hervor, und dann sahen sie bei halber Beleuchtung das Höhenlohedental, das unten im Luge schimmerte. Himmtergereiten, was noch einmal flüchtig in Erwägung gezogen wurde, verbot sich, und so setzten sie sich in einen munteren Trab und hielten erst wieder in Gremmen selbst und zwar vor dem Gasthause „Ratgraf Otto". Es schlug eben neun von der Nikolaiskirche.

Trinken war man bald in einem lebhaften Gespräch, in dem sich Ner über die in der Stadt herrschende Geminnung und Kirchlichkeit zu unterrichten suchte. Der Wirt stellte der einen wie der andern ein gleich gutes Zeugnis aus und hatte die Genugthuung, daß ihn Ner freundlich zunickte. Gzato aber sagte: „Sagen Sie, Herr Wirt, Sie

haben da ein so schönes Billard; ich habe mir jüngsthin sagen lassen, wenn es flott geht, so könne man's bis auf dreitausend Mark bringen. Natürlich bei zwölfstündigen Arbeitstag. Wie steht es damit? Für möglich halt' ich es."

XI.

Die Barbys, der alte Graf und seine zwei Töchter, lebten seit einer Reihe von Jahren in Berlin und zwar am Kronprinzengraben, zwischen Alsen- und Moltkebrücke. Das Haus, dessen erste Etage sie bewohnten, unterschied sich, ohne sonst irgendwie hervorragend zu sein (Berlin ist nicht reich an Privathäusern, die Schönheit und Eigenart in sich vereinen), immerhin vorteilhaft von seinen Nachbarn, von denen es durch zwei Terraintreifen getrennt wurde; der eine davon, ein kleiner Baumgarten mit allerlei Buschwerk dazwischen, der andre ein Hofraum mit einem zierlichen und malerisch wirkenden Stallgebäude, dessen obere Fenster — hinter denen sich die Kunstgewerkung befand — von wildem Wein umwachsen waren. Schon diese Lage des Hauses hätte für ein bestimmtes Maß von Aufmerksamkeit genügt, aber auch seine Fassade mit ihren zwei Loggien links und rechts ließ die des Weges Kommenden unwillkürlich ihr Auge darauf richten. Hier, in eben diesen Loggien, verbrachte die Familie mit Vorliebe die Früh- und Nachmittagsstunden und benutzte dabei, je nach der Jahreszeit, mal den zum Zimmer des alten Grafen gehörigen, in pompejischen Rot gehaltenen Einbau, mal die gleichartige Loggia, die zum Zimmer der beiden jungen Damen gehörte. Dazwischen lag ein dritter großer Raum, der als Repräsentations- und zugleich als Ghjimmer diente. Das war, mit Ausnahme der Schlaf- und Wirtschaftsräume, das Ganze, worüber man Verfügung hatte; man wohnte mithin ziemlich beschränkt, hing aber sehr an dem Hause, so daß ein Wohnungswechsel oder auch nur der Gedanke daran, so gut wie ausgeschlossen war. Einmal hatte die liebenswürdige, besonders mit Gräfin Melusine befreundete Baronin Berchtsgaden einen solchen Wohnungswechsel in Vorschlag gebracht, aber nur um sofort einem lebhaften Widerspruch zu begegnen. „Ich sehe schon, Baronin, Sie führen den ganzen Lennostrahentoloz gegen uns ins Oefeld. Ihre Lennostrahent! Nun ja, wenn's sein muß. Aber was haben Sie da groß? Sie haben den Leffing ganz und den Goethe halb. Und um beides will ich Sie beneiden und Jüden auch die Spreewaldsammeln in Rechnung stellen. Aber die Lennostrahentwelt ist geschlossen, ist zu, sie hat keinen Wind ins Weite, kein Wasser, das fließt, kein Bercht, der flutet. Wenn ich in meiner Nische sitze, die lange Reihe der herankommenden Stadtbahnwaggons vor mir, nicht zu nah und nicht zu weit, und sehe dabei, wie das Abendrot den Lokomotivrauch durdgählt und in dem Füllgrannwer der Auslassungspartikur schimmert, was will Ihre grüne Tiergartenwand dagegen?" Und dabei wies die Gräfin auf einen gerade vorüberdampfenden Zug, und die Baronin gab sich zufrieden.

Ein solcher Abend war auch heute; die Balkenthür stand auf, und ein kleines Feuer im Kamin warf seine Fächer auf den schweren Teppich, der durch das ganze Zimmer hin lag. Es mochte die sechste Stunde sein, oder doch beinahe, und die Fenster drüben an den Häusern der andern Seite standen wie in roter Blut. Ganz in Nähe des Kamins saß Arngard, in ihren Stuhl zurückgelehnt, die linke Fußspitze leicht auf den Ständer gestemmt. Die Sünderet, daran sie bis dahin gearbeitet, hatte sie, seit es zu dunkeln begann, aus der Hand gelegt und spielte statt dessen mit einem Ballbecher, zu dem sie regelmäßig griff, wenn es galt, leere Minuten auszufüllen. Sie spielte das Spiel sehr geschickt, und es gab immer einen kleinen hellen Schlag, wenn der Ball in den Becher fiel. Melusine stand draußen auf dem Balkon, die Hand an die Stirn gelegt, um sich gegen die Blendung der untergehenden Sonne zu schützen.

"Arngard," rief sie in das Zimmer hinein, "komm; die Sonne geht eben unter!"

"Loh. Ich sehe hier lieber in den Kamin. Und ich habe auch schon zwölfmal gefangen."

"Wen?"

"Nun natürlich den Ball."

"Ich glaube, du singst lieber wen anders. Und wenn ich dich so däßigen sehe, so kommt es mir fast

vor, als höchst du selber auch so was. Du bist so mädchenhaft da."

"Ach, du denkst immer nur an Mädchen und glaubst, weil du Melusine heißt, du hast so was wie eine Verpflichtung dazu."

"Kann sein. Aber vor allem glaub' ich, daß ich es getroffen habe. Weißt du, was?"

"Nun?"

"Ich kann es so laut nicht sagen. Du bist zu weit ab."

"Dann komm und sag es mir ins Ohr."

"Das ist zu viel verlangt. Denn erstens bin ich die Ältere, und zweitens bist du's, die was von mir will. Aber ich will es so genau nicht nehmen."

Und dabei ging Melusine vom Balkon her auf die Schwester zu, nahm ihr das Fangspiel fort und sagte, während sie ihr die Hand auf die Stirn legte: "Du bist verliebt."

"Aber Melusine, was das nun wieder soll! Und wenn man so klug ist wie du... Verliebt. Das ist ja gar nichts; etwas verliebt ist man immer."

"Gewiß. Aber in wen? Da beginnen die Fragen und Anefsen."

In diesem Augenblicke ging die Klingel draußen, und Armgard hörte.

"Wie du dich verträgst," lachte Melusine. "Du horchst und willst wissen, wer kommt."

Melusine wollte noch weiter sprechen, aber die Thür ging bereits auf, und Lissi, die Kammerjungfer der beiden Schwestern, trat ein, unmittelbar hinter ihr ein Geforscher Vivredener mit einem in einen Niemen geschalteten Karton. "Er bringt die Güte," sagte die Kammerjungfer.

"Ah, die Güte. Ja, Armgard, da müssen wir freilich unter Frage vertragen. Was doch wohl auch deine Meinung ist. Güte, stellen Sie hin. Aber Lissi, du, du bleibst und mußt uns helfen; du hast einen guten Geschmack. Uebrigens ist kein Stiefspiegel da?"

"Soll ich ihn holen?"

"Nein, nein, laß. Unsere Köpfe, worauf es doch bloß ankommt, können wir schließlich auch in diesem Spiegel sehen... Ich denke, Armgard, du läßt mir die Vorhand; dieser hier mit dem Heliotrop und den Stiefmütterchen, der ist natürlich für mich; er hat den richtigen Frauendarakter, fast schon Witwe."

Unter diesen Worten setzte sie sich den Hut auf und trat an den Spiegel. "Nun, Lissi, sprich."

"Ich weiß nicht recht, Frau Gräfin, er scheint mir nicht modern genug. Der, den Comtesse Armgard eben ansieht, würde wohl auch für Frau Gräfin besser passen; — die hohen Straußenfedern, wie ein Ritterhelm, und auch die Hüftform selbst. Hier ist noch einer, fast ebenso und beinah' noch hübscher."

Beide Damen stellten sich vor den Spiegel; Armgard, hinter der Schwester stehend und größer als diese, sah über deren linke Schulter fort. Beide gefielen sich ungenügend, und schließlich lachten sie, weil jede der andern ansah, wie hübsch sie sich fand. "Ich möchte doch beinah' glauben..." sagte Melusine, kam aber nicht weiter, denn in eben diesem Augenblicke trat ein in schwarzen Frack und Escarpins getriebener alter Diener ein und meldete: "Mittmeister von Stechlin."

Unmittelbar darauf erschienen denn auch Woldemar selbst und verbeugte sich gegen die Damen. "Ich fürchte, daß ich zu sehr ungeladener Stunde komme."

"Ganz im Gegenteil, lieber Stechlin. Im wesentlichen analen wir uns denn überhaupt mit solchen Sachen? Doch bloß um unser Gebieter willen, die man ja (vielleicht leider) auch noch hat, wenn man sie nicht mehr hat."

"Immer die lebenswürdige Frau."

"Meine Schmeichelein. Und dann, diese Güte sind wichtig. Ich nehm' es als eine Fügung, daß Sie da gerade hinkommen; Sie sollen entscheiden. Wir haben freilich schon Lissis Meinung angelernt, aber Lissi ist zu diplomatisch; Sie sind Soldat und müssen mehr Mut haben. Armgard, sprich auch; du bist nicht mehr jung genug, um noch ewig die Verlegene zu spielen. Ich bin sonst gegen alle Gutachten, namentlich in Prozeßsachen (ich weiß ein Lied davon zu singen), aber ein Gutachten von Ihnen, da laß' ich all meine Bedenken fallen. Außerdem bin ich für Autoritäten, und wenn es überhaupt Autoritäten in Sachen von Geschmack und Mode

gibt, wo wären sie besser zu finden als im Regiment Ihrer Kaiserlich Königlich Majestät von Großbritannien und Indien? Irland laß' ich absichtlich fallen und nehme lieber Indien, woher aller gute Geschmack kommt, alle alte Kultur, alle Shawls und Teppiche, Buddha und die weißen Elefanten. Also antreten, Armgard; du natürlich an den rechten Flügel, denn du bist größer. Und nun, lieber Stechlin, wie finden Sie uns?"

"Aber meine Damen..."

"Meine Freigheiten. Wie finden Sie uns?"

"Unendlich nett."

"Nun? Verzeihen Sie, Stechlin, nett ist kein Wort. Wenigstens kein nettes Wort. Oder wenigstens ungenügend."

"Also schlankeweg entzündend."

"Das ist gut. Und zur Belohnung die Frage: wer ist entzündend?"

"Aber Frau Gräfin, das ist ja die reine Geschichte mit dem seligen Paris. Mof, er hatte es viel leichter, weil es drei waren. Aber zwei. Und noch dazu Schwestern."

"Wer? wer?"

"Nun, wenn es denn durchaus sein muß, Sie, gnädigste Frau."

"Schändlicher Lügner. Aber wir behalten diese zwei Güte. Lissi, gib all das andre zurück. Und Jesech soll die Lampen bringen; draußen ein Streifen Abendrot und hier drinnen ein verglimmendes Feuer, — das ist denn doch zu wenig oder, wenn man will, zu gemächlich."

Die Lampen hatten draußen schon gebrannt, so daß sie gleich da waren.

Und nun schloßen Sie die Balkonthür, Jesech, und sagen Sie's Papa, daß der Herr Mittmeister gekommen. Papa ist nicht gut bei Wege, wieder die neuralgischen Schmerzen; aber wenn er hört, daß Sie da sind, so thut er ein übriges. Sie wissen, Sie sind sein Verzug. Man weiß immer, wenn man Verzug ist. Ich wenigstens hab' es immer gewußt."

"Das glaub' ich."

"Das glaub' ich? Wie wollen Sie das erklären?"

"Einfach genug, gnädigste Gräfin. Jede Sache will gelernt sein. Alles ist schließlich Erfahrung. Und ich glaube, daß Ihnen reichlich Gelegenheit gegeben wurde, der Frage 'Verzug oder Nichtverzug' praktisch näherzutreten."

"So herausgeredet. Aber nun, Armgard, sage dem Herrn von Stechlin (ich persönlich getraue mich's nicht), daß wir in einer halben Stunde fort müssen, Opernhaus, Tristan und Isolde. Was sagen Sie dazu? Nicht zu Tristan und Isolde, nein, zu der heiteren Frage, daß wir eben gehen, im selben Augenblicke, wo Sie kommen. Denn ich seh' es Ihnen an, Sie kamen nicht so bloß um 'five o'clock tea's' willen, Sie hatten es besser mit uns vor. Sie wollten bleiben..."

"Ich befenne..."

"Also getroffen. Und zum Zeichen, daß Sie großmüthig sind und Verzeihung bitten, versprechen Sie, daß wir Sie bald wiedersehen, recht, recht bald. Ihr Wort darauf. Und dem Papa, der Sie vielleicht erwartet, wenn es Jesech für gut befunden hat, die Meldung auszurichten. — dem Papa werd' ich sagen, Sie hätten nicht bleiben können, eine Verabredung, Klub oder sonst was."

Während Woldemar nach diesem abschließenden Gespräch mit Melusine die Treppe hinabstieg und auf den nächsten Treppenkorb aufschritt, sah der alte Graf in seinem Zimmer und sah, den rechten Fuß auf einen Stuhl gehend, durch das Balkontenfenster auf den Abendhimmel. Er liebte diese Dämmerstunde, drin er sich nicht gerne hören ließ (am wenigsten gern durch vorzeitig gebrachtes Licht), und als Jesech, der das alles wußte, jetzt eintrat, war es nicht, um dem alten Grafen die Lampe zu bringen, sondern nur um ein paar Kohlen aufzuschütten.

"Wer war denn da, Jesech?"

"Der Herr Mittmeister."

"So, so. Schade, daß er nicht geblieben ist. Aber freilich, was soll er mit mir? Und der Fuß und die Schmerzen, dadurch wird man auch nicht interessanter. Armgard und nun gar erst Melusine, ja, da geht es, da redet sich's schon besser, und das

wird der Mittmeister wohl auch finden. Aber so viel ist richtig, ich spreche gern mit ihm; er hat so was Nuhiges und Gelegtes und immer schlicht und natürlich. Weißt du nicht auch?"

Jesech nickte.

"Und glaubst du nicht auch (denn warum käme er sonst so oft), daß er was vorhat?"

"Glaub' ich auch, Herr Graf."

"Na, was glaubst du?"

"Gott, Herr Graf..."

"Ja, Jesech, du willst nicht raus mit der Sprache. Das hilft dir aber nichts. Wie denkst du dir die Sache?"

Jesech schmunzelte, schwieg aber weiter, weshalb dem alten Grafen nichts übrig blieb, als seinerseits fortzufahren. Natürlich paßt Armgard besser, weil sie jung ist; es ist so mehr das richtige Verhältnis, und überhaupt, Armgard ist sonstigen dran. Aber, weiß der Teufel, Melusine..."

"Freilich, Herr Graf."

"Also du hast doch auch so was gesehen. Alles dreht sich immer um die. Wie denkst du dir nun den Mittmeister? Und wie denkst du dir die Damen? Und wie sieht es überhaupt? Ist es die oder ist es die?"

"Ja, Herr Graf, wie soll ich darüber denken? Mit Damen weiß man ja nie — vornehm und nicht vornehm, klein und groß, arm und reich, das ist all eins. Mit untrer Lissi ist es gerade ebenso wie mit Gräfin Melusine. Wenn man denkt, es ist so, denn es ist es so, und wenn man denkt, es ist so, denn es ist es wieder so. Wie meine Frau noch lebte, Gott habe sie selig, die sagte auch immer: Ja, Jesech, was du dir bloß denkst; wir sind eben ein Kästel. Ach Gott, sie war ja man einfach, aber das können Sie mir glauben, Herr Graf, so sind sie alle."

"Fast ganz recht, Jesech. Und deshalb können wir auch nicht gegen an. Und ich freue mich, daß du das auch so klarst angesehen hast. Da bist überhaupt ein Menschkenner. Wo du's bloß her hast? Du hast so was von 'nem Philosophen. Hast du schon mal einen gesehen?"

"Nein, Herr Graf. Wenn man so viel zu thun hat und immer Silber putzen muß."

"Ja, Jesech, das hilft doch um nich, davon kann ich dich nicht frei machen..."

"Nein, so mein' ich es ja auch nich, Herr Graf, und bin ja auch fürs Alte. Gute Herrschaft und immer denken, man gehört so halb wie mit dazu, — dafür bin ich. Und manche sollen ja auch halb mit dazu gehören... Aber ein bißchen anstrengend ist es doch mitunter, und man ist doch am Ende auch ein Mensch..."

"Na höre, Jesech, das hab' ich dir doch noch nicht abgespröchen."

"Nein, nein, Herr Graf. Gott, man sagt so was bloß. Aber ein bißchen ist es doch damit..."

XII.

Woldemar — wie Rex seinem Freunde Szako, als beide über den Gremmer Damm ritten, ganz richtig mitgeteilt hatte — verkehrte seit Ausgang des Winters im Parkbischen Hause, das er sehr bald vor andern Häusern seiner Bekanntschaft bevorzugte. Vieles war es, was ihn da festsetzte, voran die beiden Damen; aber auch der alte Graf. Er fand Nehmlichkeiten, selbst in der äußern Erscheinung, zwischen Graf Warby und seinem Papa, und in seinem Tagebuche, das er, trotz sonstiger Modernität, in altmodischer Weise von jung an führte, hatte er sich gleich am ersten Abend über die Verwandtschaft zwischen beiden geäußert. Es hieß da unterm achtzehnten April: "Ich kann Wedel nicht dankbar genug sein, mich bei den Warbys eingeführt zu haben; alles, was er von dem Hause gesagt, fand ich bestätigt. Diese Gräfin, wie ich schwärmt, und die Schwester ebenso, trotzdem größere Gegensätze kaum denkbar sind. In der einen alles Temperament und Anmut, an der andern alles Charakter oder, wenn das zu viel gesagt sein sollte, Schlichtheit, Festigkeit. Es bleibt mit dem Namen doch eine eigne Sache; die Gräfin ist ganz Melusine und die Comtesse ganz Armgard. Ich habe bis jetzt freilich nur eine dieses Namens kennen gelernt, noch dazu bloß als Bühnengestalt, und ich mußte befähigt an diese denken, wie sie da so stark und mutig dem Landvoigt in den Jügel fällt. Ganz so wirkt Comtesse Armgard!



Unser täglich Brot gib uns heute! nach dem Gemälde von Franz v. Defregger.

Ich möchte beinahe sagen, es läßt sich an ihr wahrnehmen, daß ihre Mutter eine Schweizerin war. Und dazu der alte Graf! Wie ein Zwillingbruder von Papa; derselbe Bismarckkopf, dasselbe humane Wesen, dieselbe Freundlichkeit, dieselbe gute Laune. Papa ist aber ausgiebiger und auch wohl origineller. Vielleicht hat der verschiedene Lebensgang diese Verschiedenheiten erst geschaffen. Papa sitzt nun seit richtigen dreißig Jahren in seinem Nuppiner Winkel fest, der Graf war ebenso lange draußen! Ein Vorkaufsrat ist eben was anderes als ein Mitterschaftsrat, und an der Themse wächst man sich anders aus als am Siedlin, — unsern Siedlin dabei natürlich in Ehren. Aber die Verwandtschaft bleibt. Und der alte Diener, den sie Feiertag nennen, der ist nun schon ganz und gar unser Engelste vom Kopf bis zur Zeh'. Aber was am verwandtesten ist, das ist doch die gesamte Hausatmosphäre, das Freie. Papa selbst würde zwar darüber lachen, — er lacht über nichts so sehr wie über Liberalismus — und doch kenne ich keinen Menschen, der innerlich so frei wäre, wie gerade mein guter Vater. Geben wird er's freilich nie und wird in dem Glauben sterben: „Morgen tragen sie einen echten alten Junker zu Grabe.“ Das ist er auch, aber doch auch wieder das volle Gegenteil davon. Er hat keine Spur von Selbstsucht. Und diesen schönen Zug (ach, so selten), den hat auch der alte Graf. Nebenher freilich ist er Weltmann, und das giebt dann den Unterschied und das Uebergewicht. Er weiß — was sie hierzulande nicht wissen oder nicht wissen wollen — daß hinterm Berge auch noch Leute wohnen. Und mitunter noch ganz andre.“

Das waren die Worte, die Woldemar in sein Tagebuch eintrug. Von allem, was er gesehen, war er angenehm berührt worden, auch von Hans und Bohanna. Und dazu war guter Grund da, mehr als er nach seinem ersten Besuche wissen konnte. Das von der gräflichen Familie bewohnte Haus mit seinen Loggien und seinem diminutiven Hof und Garten teilte sich in zwei Hälften, von denen jede noch wieder ihre besondern Annexe hatte. In der Vorhalle gehörte das zur Seite gelegene pittoreske Hof- und Stallgebäude, drin der gräfliche Kutscher, Herr Imme, residierte, während zu dem die zweite Hälfte des Hauses bildenden Hochparterre noch das kleine niedrige Souverain gerechnet wurde, drin, außer Portier Hartwig selbst, seine Frau, sein Sohn Rudolf und seine Nichte Hedwig wohnten. Letztere freilich nur zeitweilig, und zwar immer dann, wenn sie, was allerdings ziemlich häufig vorkam, mal wieder ohne Stellung war. Die Wittin des Hauses, Frau Jagelversicherungsfreier Schiedanz, hatte diesen gelegentlichen Aufenthalt der Nichte Hartwigs eigentlich beanstanden müssen, ließ es aber gehen, weil Hedwig ein heiteres, aufdes und sehr ansehnliches Ding war und manches befohl, was die Schiedanz mit der Ungebilligkeit des ewigen Dienstwechsels wieder ansöhnte.

Die Schiedanz, eine Frau von sechzig, war schon verwitwet, als im Herbst fünfundsichtig die Barby einzog, Komtesse Armgard damals erst zehnjährig. Frau Schiedanz selbst war um jene Zeit noch in Trauer, weil ihr Gatte, der Versicherungsfreier Jahres gestorben war, „drei Tage vor Weihnachten“, ein Unstund, auf den der Hilsfprecher, ein junger Kandidat, in seiner Rede beständig hingewiesen und die gewollte Wirkung auch richtig erzielt hatte. Allerdings nur bei der Schiedanz selbst und einigermaßen auch bei der Frau Hartwig, die während der ganzen Rede beständig mit dem Kopf genickt und nachträglich ihrem Manne bemerkt hatte: „Ja, Hartwig, da liegt was drin.“ Hartwig selber freilich, der, im Gegensatz zu den meisten seines Standes, humoristisch angezogen war, hatte für die merkwürdige Fügung von „drei Tage vor Weihnachten“ nicht das geringste Interesse gezeigt, vielmehr nur die Worie gehabt: „Ich weiß nicht, Mutter, was denkst du dir eigentlich? Ein Tag ist wie der andre; mal muß man 'ran, —“ worauf die Frau jedoch geantwortet hatte: „Ja, Hartwig, das sagst du so; aber wenn du dran bist, dann red'st du anders.“

Der verstorbene Schiedanz hatte, wie der Tod ihn ankam, ein Leben hinter sich, das sich in zwei sehr verschiedene Hälften, in eine ganz kleine unbedeutende

und in eine ganz große teilte. Die unbedeutende Hälfte hatte lange gedauert, die große nur ganz kurz. Er war ein Flegelreicher Sohn aus dem bei Potsdam gelegenen Dorfe Kaputt, was er, als er aus dem diesem Dorfnamen entstehenden Zustande heraus war, in Gesellschaft guter Freunde gern hervorhob. Es war so ziemlich der einzige Wis seines Lebens, an dem er aber jäh feilhielt, weil er sah, daß er immer wieder wirkte. Manche gingen so weit, ihm den Wis auch noch moralisch gutzuschreiben und behaupteten: Schiedanz sei nicht bloß ein Charakter, sondern auch eine bescheidene Natur.

Ob dies zutrifft, wer will es sagen! Aber das war sicher, daß er sich von Anfang an als ein aufgeweckter Junge gezeigt hatte. Schon mit sechzehn war er als Hilsfprecher in die deutsch-englische Jagelversicherungsgesellschaft Pwius eingetreten und hatte mit sechsundsichtig sein fünfzigjähriges Jubiläum in eben dieser Gesellschaft gefeiert. Das war aus bestimmten Gründen ein großer Tag gewesen. Denn als Schiedanz ihn erlebte, hieß er nur noch so ganz obenhin „Herr Versicherungsfreier“, war aber in Wahrheit über diesen seinen Titel weit hinausgewachsen und besaß bereits das schöne Haus am Kronprinzengraben. Er hatte sich das leisten können, weil er im Laufe der letzten fünf Jahre zweimal hintereinander ein Viertel vom großen Lose gewonnen hatte. Dies sah er sich allerorts als persönliches Verdienst angedröhnt und auch wohl mit Recht. Arbeiten kann jeder, das große Los gewinnen kann nicht jeder. Und so blieb er denn bei der Versicherungsgesellschaft lebziglich nur noch als verhässliches Zierstück, weil es damals wie jetzt einen guten Eindruck machte, Personen der Art im Dienst oder gar als Teilnehmer zu haben. An der Spitze muß immer ein Fürst stehen. Und Schiedanz war jetzt Fürst. Alles drängte sich an ihn, und seine Stammtischfreunde, die zu seiner zweimal bewährten Glückshand ein unbedingtes Vertrauen hatten, drangen sogar eine Zeitlang in ihn, die Lotterielose für sie zu ziehen. Aber seiner gemann, was schließlich einen Umschlag schuf und einzelne von „bösem Will“ und schließlich sogar ganz unzulängliche von Magedel sprechen ließ. Die meisten aber hielten es für klug, ihr Uebelwollen zurückzuhalten; war er doch immerhin ein Mann, der jeden, wenn er wollte, Deckung und Stütze geben konnte. Ja, Schiedanz' Glück und Ansehen waren groß, am größten natürlich an seinem Jubiläumstage. Nicht zu glauben, wer alles kam. Nur ein Orden kam nicht, was denn auch von einigen Schiedanzfanatikern sehr mißliebig bemerkt wurde. Besonders schmerzhaft empfand es die Frau. „Gott, er hat doch immer so treu gewählt“, sagte sie. Sie kam aber nicht in die Lage, sich in diesen Schmerz einzulassen, da schon die nächsten Feiertage bestimmt waren, ihr Säwetteres zu bringen. Am 21. September war das Jubiläum gewesen, am 21. Oktober erkrankte er, am 21. Dezember starb er. Auf dem Notizenettel, den man damals dem Kandidaten zugestellt hatte, hatte dieser dreimal wiederkehrende „einundzwanzigste“ gefehlt, was alles in allem wohl als ein Glück gelten konnte, weil, entgegengesetztenfalls, die „drei Tage vor Weihnachten“ entweder gar nicht zu stande gekommen oder aber durch eine geteilte Herrschaft in ihrer Wirkung abgeschwächt worden wären.

Schiedanz war bei voller Besinnung gestorben. Er rief, kurz vor seinem Ende, seine Frau an sein Bett und sagte: „Nicken, sei ruhig. Jeder muß. Ein Testament hab' ich nicht gemacht. Es giebt doch bloß immer Ja und Nein. Auf meinem Schreibtisch liegt ein Briefbogen, drauf hab' ich alles Nötige geschrieben. Viel wichtiger ist mir das mit dem Haus. Du mußt es behalten, damit die Leute sagen können: Da wohnt Frau Schiedanz. Hausname, Straßennamen, das ist überhaupt das Beste. Straßennamen dauert noch länger als Denkmal.“

„Gott, Schiedanz, sprich nicht so viel; es strengt dich an. Ich will es ja alles heilig halten, schon aus Liebe.“

„Das ist recht, Nicken. Ja, du warst immer eine gute Frau, wenn wir auch keine Nachfolge gehabt haben. Aber darum bitte ich dich, verzieh nie, daß es meine Puppe war. Du darfst bloß vornehme Leute nehmen; reiche Leute, die bloß reich sind, nimm nicht; die anfangen bloß und schlagen

große Haken in die Thürfüllung und hängen eine Schaufel dran. Ueberhaupt, wenn es sein kann, keine Kinder. Hartwigen unten mußt du behalten; er ist eigentlich ein Klugschmus, aber die Frau ist gut. Und der kleine Rudolf, mein Patenkind, wenn er ein Jahr alt wird, soll er hundert Thaler kriegen. Thaler, nicht Mark. Und der Schullehrer in Kaputt soll auch hundert Thaler kriegen. Der wird sich wundern. Aber darauf freu' ich mich schon. Und auf dem Invalidentischhof will ich begraben sein, wenn es irgend geht. Invalide ist ja doch eigentlich jeder. Und Anno siebzig war ich doch auch mit Liebesgaben bis dicht an den Feind, trotzdem Luhterhand immer sagte: Nicht so nah 'ran. Sei freundlich gegen die Leute und nicht zu sparsam (du bist ein bißchen zu sparsam) und bewahre mir einen Platz in deinem Herzen. Denn treu warst du, das sagt mir eine innere Stimme.“

Diesem allem hatte Nicken seidem gelebt. Die Beilege, die leer stand, als Schiedanz starb, blieb noch drei Vierteljahre unbenutzt, trotzdem sich viele Herrschaften meldeten. Aber sie deckten sich nicht mit der Forderung, die Schiedanz vor seinem Hinscheiden gestellt hatte. Herbst fünfundsichtig kamen dann die Barbys. Die kleine Frau sah gleich „ja, das sind die, die mein Seliger gemeint hat.“ Und sie hatte wirklich richtig gewählt. In den fast zehn Jahren, die seitdem verfloßen waren, war es auch nicht ein einziges Mal zu Konflikten gekommen, mit der gräflichen Familie schon gewiß nicht, aber auch kaum mit den Dienerschaften. Ein persönlicher Verkehr zwischen Erdgeschoß und Vorhalle konnte natürlich nicht stattfinden. — Hartwig war einfach der alter ego, der mit Feiertag alles Nötige durchzusprechen hatte. Kam es aber ausnahmsweise zwischen Wittin und Mieter zu irgend einer Begegnung, so bewahrte dabei die kleine witzige Frau (die nie „viel“ war und seit ihres Mannes Tode noch immer weniger geworden war) eine merkwürdig gemessene Haltung, die jedem mit dem Berliner Wesen Unvertrauten eine Verwunderung abgenötigt haben würde. Nicken empfand sich nämlich in solchen Augenblicke durchaus als „Macht gegen Macht“. Wie beinahe jedes hiesland's Geborenen, war auch ihr die Gabe wirklichen Vergleichens völlig verlagert, weil jeder edle, mit Spreewasser getaufte Berliner, männlich oder weiblich, seinen Zustand nur an seiner eignen Vergangenheit, nie aber an der Welt draußen mißt, von der er, wenn er ganz echt ist, weder eine Vorstellung hat noch überhaupt haben will. Der antiochische „Mellerrant“, wenn er fünfzig Jahre später in eine Stetigler Villa zieht, bildet — auch wenn er seiner Natur nach eigentlich der bescheidene Mensch ist — eine gewisse Kräftsvorstellung in sich aus und glaubt ganz ernsthaft, jenen Gold- und Silberkönigen zuzugleichen, die die Welt regieren. So war auch die Schiedanz. Hinter einem Dachfenster in der Georgenkirchstraße geboren, an welchen Dachfenster sie später für ein Weichgeschicht genährt hatte, kam ihr ihr Leben, wenn sie rückwärts, wie ein Märchen vor, drin sie die Rolle der Prinzessin spielte. Dem entsprechend durchbrang sie sich, still aber stark, mit einem Hochgefühl, das sowohl Geld- wie Geburtsgrößen gegenüber auf Ebenbürtigkeit losfeuerte. Sie rangierte sich ein und wies sich, soweit ihre historische Kenntnis das zuließ, einen ganz bestimmten Platz an: Fürst Dolgoruck, Herzog von Devonshire, Schiedanz.

Die Treue, die der Verstorbene noch in seinen letzten Augenblicken ihr nachgerühmt hatte, freigte sich mehr und mehr zum Akt. Die Vormittagsstunden jedes Tages gehörten dem hohen Kaiserbarbschrank an, drin die Jubiläumsgeschenke wohlgeordnet standen: ein großer Silberpokal mit einem drachen-tötenden Sankt Georg auf dem Deckel, ein Album mit photographischen Aufnahmen aller Sehenswürdigkeiten von Kaputt, eine große Huldigungsadresse mit Anaraktarabesken, mehrere Pieder in Prachdruck (darunter ein Kegelstübel mit dem Refrain „alle Renne“), Nierensträuße von Sonnenblumen, ein Dreißler mit dem eisernen Kreuz und einem aufgeschriebenen Gedicht, von einem Damenkomitee herrührend, in dessen Auftrag er, Schiedanz, die Liebesgaben bis vor Paris gebracht hatte. Neben dem Schrank, auf einer Ebenholztafel, stand eine Gipsbüste, Geschenk eines dem Stammtisch angehörigen Bildhauers, der darauf hin einen leiber

ausgebliebenen Auftrag in Marmor erwartet hatte. Hautenils und Stühle stellten in großblumigen Ueberzügen, desgleichen der Kronleuchter in einem Gasmantel, und an den Frontfenstern standen, den ganzen Winter über, Malblumen. Nischen trug auch Malblumen auf jeder ihrer Hauben, war überhaupt, seit das Trauerjahr um war, immer hell gekleidet, wodurch ihre Gestalt noch unkörperlicher wirkte. Jeden ersten Montag im Monat war allgemeines Reinsmachen, auch bei Wind und Kälte. Dies war immer ein Tag größter Aufregung, weil jedesmal etwas zerbrochen oder umgestoßen wurde. Das blieb auch so durch Jahre hin, bis das Auftreten von Hedwig, die sich einer sehr geschickten Hand erfreute, Wandel in diesem Punkte schaffte. Die Nippvasen zerbrachen nun nicht mehr, und Nischen war um so glücklicher darüber, als Hartwigs hübsche Nische, wenn sie mal wieder den Dienst gefündigt, auch jedesmal was zu erzählen und mit immer neuen und oft sehr inkrustierten Gesichten ins Feld zu rücken wußte.

Die Barbys hatten alle Ursache, mit dem Schloßbäuerlichen Hause zufrieden zu sein. Nur eines hörte, das war, daß jeden Mittwoch und Sonnabend die Tapetide geklopft wurden, immer gerade zu der Stunde, wo der alte Graf seine Nachmittagsruhe halten wollte. Das verdroß ihn eine Weile, bis er schließlich zu dem Ergebnis kam: „Gegensich bin ich schuld daran. Warum seh' ich mich in die Hinterfüße, hatt' ich doch vorn an mein Fenster? Immer barbarisch' ich wieder und denke: heute bleibt es vielleicht ruhig; du willst es doch noch mal versuchen.“

Ja, der alte Graf war nicht bloß froh, die Wohnung zu haben, er hielt auch beinahe abergläubisch an ihr fest. So lang er darin wohnte, war es ihm gut ergangen, nicht glänzender als früher, aber sorgloser. Und das sagte er sich jeden neuen Tag.

Sein Leben, so bunt es gewesen, war trotzdem in gewissen Sinne durchschnittsmäßig verlaufen, ganz so wie das Leben eines preussischen „Magnaten“ — worunter man in der Regel Schlesier versteht; aber es giebt doch auch andre — zu verlaufen pflegt.

Im Juli dreißig, gerade als die Franzosen Algier bombardierten und nebsther das Haus Bourbon endgültig beseitigten, war der Graf auf einem der an der mittleren Elbe gelegenen Barbyschen Güter geboren worden. Auf eben diesem Gute, — das landwirthschaftlich einer von fremder Hand geführten Administration unterstand, — vergingen ihm die Sinderjahre; mit zwölf kam er dann auf die Altersakademie, mit achtzehn in das Regiment Gardedecorps, dein die Barbys standen, solange es ein Regiment Gardedecorps gab. Mit dreißig war er Mitteister und führte eine Schwadron. Aber nicht lange mehr. Auf einem in der Nähe von Potsdam veranstalteten Kavalleriemannöver stürzte er unglücklich und brach den Fuß, unmittelbar unter der Hüfte. Lediglich genesen, ging er nach Magaz, um dort völlige Wiederherstellung zu suchen, und machte hier die Bekanntschaft eines alten Freiherrn von Planta, der ihn alsbald auf seine Besitzungen einlud. Da diese ganz in der Nähe lagen, nahm er die Einladung nach Schloß Schuder an. Hier blieb er länger als erwartet, und als er das schön gelegene Vergnügungshaus wieder verließ, war er mit der Tochter und Erbin des Hauses verlobt. Es war eine große Neigung, was sie zusammenführte. Die junge Frein drang alsbald in ihn, den Dienst zu quittieren, und er entsprach dem um so lieber, als er seiner völligen Wiederherstellung nicht ganz sicher war. Er nahm also den Abschied und trat aus dem militärischen in den diplomatischen Dienst über, wozu seine Bildung, sein Vermögen, seine gesellschaftliche Stellung ihn gleichmäßig geeignet erscheinen ließen. Noch im selben Jahre ging er nach London, erst als Attaché, wurde dann Botschaftsrat und blieb in dieser Stellung zunächst bis in die Tage der Aufrichtung des Deutschen Reichs. Seine Beziehungen sowohl zu der heimisch-englischen wie zu der außerenglischen Aristokratie waren jederzeit die besten, und sein Freundschaftsverhältnis zu Baron und Baronin Berchtolden entspannte jener Zeit. Er hing an London. Das englische Leben, — an dem er manches, vor allem die geistreiche Kritikfähigkeit, bewunderte — war ihm trotzdem außerordentlich sympathisch, und er hatte sich daran gewöhnt, sich

als verwachsen damit anzusehen. Auch seine Familie, die Frau und die zwei Töchter — beide, wenn auch in großem Abstände, während der Londoner Tage geboren — teilten des Vaters Vorliebe für England und englisches Leben. Aber ein harter Schlag warf alles um, was der Graf geplant; die Frau starb plötzlich, und der Aufenthalt an der ihm so lieb gewordenen Stätte war ihm vergällt. Er nahm seine Demission, ging zunächst auf die Plantaschen Güter nach Granbünden und dann weiter nach Säden, um sich in Florenz seßhaft zu machen. Die Lust, die Kunst, die Feiertätigkeit der Menschen, alles that ihm hier wohl, und er fühlte, daß er genosh, soweit er wieder genesen konnte. Glückliche Tage brachen für ihn an, und sein Glück schien sich noch steigern zu sollen, als sich die ältere Tochter mit dem italienischen Grafen Ghisberti verlobte. Die Hochzeit folgte beinahe unmittelbar. Aber die Fortdauer dieser Ehe stellte sich bald als eine Unmöglichkeit heraus, und ehe ein Jahr um war, war die Scheidung ausgesprochen. Kurze Zeit danach lehrte der Graf nach Deutschland zurück, das er, seit einem Vierteljahrhundert, immer nur flüchtig und besuchsweise wiedergesehen hatte. Sieh auf das eine oder andre seiner Blüthen zu begeben, widerstand ihm auch jetzt noch, und so kam es, daß er sich für Berlin entschied. Er nahm Wohnung am Kronprinzengauer und lebte hier ganz sich, seinem Hause, seinen Töchtern. Von dem Verkeh mit der großen Welt hielt er sich so weit wie möglich fern, und nur ein kleiner Kreis von Freunden — unter denen auch die durch einen glücklichen Zufall von London nach Berlin verschlagenen Berchtolden waren — versammelte sich um ihn. Außer diesen alten Freunden waren es vorzugsweise Hofprediger Frommel, Dr. Brichowig und seit letztem Frühjahr auch Mitteister von Stechlin, die den Barbyschen Kreis bildeten. Au Wohlwahr hatte man sich rasch attachediert, und die freundschaftlichen Gefühle, denen er bei dem alten Grafen sowohl wie bei den Töchtern begegnete, wurden von allen Hausbewohnern geteilt. Selbst die Hartwigs interessierten sich für ihn, und wenn er abends an der Portierloge vorüber kam, guckte Hedwig neugierig durch das Fensterchen und sagte: „So einen, — ja, das laß ich mir gefallen.“

(Fortsetzung folgt)

### Berühmte Rennfahrer.

(Siehe die Mittheilungen Seite 89 und 90.)

Der Radtempoist, so jung er noch ist, hat doch bereits eine ganze Reihe von „Berühmtheiten“ gezeitigt, die in der Geschichte des Sportes vornehmlich einen ehrenvollen Platz behaupten werden. Allerdings wird das Fortleben ihrer Namen nicht lediglich den erzielten Erfolgen, sondern wesentlich auch der zunehmenden Bedeutung des Jahresabes zu danken sein, zu dessen Popularisierung sie außerordentlich viel beigetragen haben. Namen wie Vehr, Krend, Bourrillon sind heute jedermann in Deutschland geläufig, was man weder von den Berühmtheiten anderer Sportzweige noch von solchen auf den Gebieten der Wissenschaft, Kunst, Literatur und so weiter behaupten kann. Es unterliegt keinem Zweifel, daß die Beliebtheit, deren sich das Jahresrad bei jung und alt erfreut, zur Popularität seiner Meister sehr viel beigetragen hat. Andererseits aber soll man sich auch hüten, die Verdienste der Matadore zu unterschätzen, denn es giebt vieleicht keinen Beruf, dessen Hochschätzungen an seine Vertreter größere Anforderungen stellen als der des Rennfahrers. Der Kampf auf der Rennbahn, der sich im Tempo eines Schnellzuges abspielt, erfordert neben der natürlichen Kraft eine Summe von andern männlichen Tugenden, die sich nur selten in einem Individuum vereinigt finden. Jam Rennfahrer gehöret ein ganzer Mann, in der weitesten Bedeutung des Begriffs. Mut, Kaltblütigkeit, Entschlossenheit, Fähigkeit, klarer Wist, Klugheit und die Gabe, jede Situation blitzschnell zu erfassen und auszunutzen, müssen in höchster Vollendung bei dem Rennfahrer vereinigt sein. Es liegt auf der Hand, daß Leute mit solchen Gaben auch auf andern Gebieten Hervorragendes leisten würden, daß sie also der allgemeinen Beachtung nicht unwert sind. Von diesem Gesichtspunkt aus dürfen auch viele Fahrer berühmter Rennfahrer Anspruch auf Interesse erheben, selbst bei denjenigen, die dem Rennsport an sich gleichgültig oder gar ablehnend gegenübersehen.

Der erste Platz in der stättlichen Reihe gehöret zweifellos August Vehr, dem Mitteister der deutschen Rennfahrer. Er hat eine Einzellaufbahn hinter sich, deren sich kein anderer Rennfahrer der Welt rühmen kann, und steht heute noch auf der vollen Höhe seiner Leistungsfähigkeit. Was das bedeuten soll, vermag nur derjenige voll zu erkennen,

der im Stande ist, sich ein klares Bild von der intensiven Entwicklung des modernen Rennwesens zu machen. Es gehöret eine Nebenbahn dazu, in diesen ausserer geistigsten Ringen die Oberhand zu behalten. Der Sohn eines Frankfurter Weinbäuers, begann Vehr seine Rennkarriere als siebzehnjähriger Jüngling im Jahre 1887. Seitdem hat er eine Reihe von Erfolgen erzielt, die nur durch die des berühmten Amerikaners Zimmermann erreicht wird. Aber während der „Jüngende Jahre“ der Rennbahn längt Vehr gejagt hat, steht Vehr immer noch in vorderster Reihe und wird diesen Platz auch vornehmlich noch lange behaupten. In den Jahren 1888 bis 1894 war er unbesritten der beste Fahrer der Welt. Er gewann in dieser Zeit zweimal die Weltmeisterschaft, und zwar 1889 in England und 1894 in Antwerpen. Im Jahre 1895 gründete er die Vehr-Fahrerabende in Frankfurt a. M., die er bis Ende 1896 leitete. Während dieser Zeit wurden seine sportlichen Erfolge durch die geschäftliche Thätigkeit naturgemäß etwas beeinträchtigt; aber als er sich dann zu Anfang dieses Jahres von neuem ganz der Rennbahn widmete, zeigte er sich sofort wieder als der Beste, wenn ihm auch inzwischen eine riesenhafte Konkurrenz erwachsen war.

Sein gefährlichster Gegner ist heute der Hannoveraner Billy Krend, dessen Stern im Jahre 1895 aufging. Krend, der heute erst 21 Jahre zählt, konnte bereits vor zwei Jahren 44 erste Plätze neben 8 zweiten auf sein Konto bringen. Seine Glangzeit aber fällt in das laufende Jahr und erreichte ihren Gipfel bei den Weltmeisterschaften in Glasgow, wo der Hannoveraner gegen die ausserordentlich englische und französische Konkurrenz einen selbst von der englischen Sportpresse bedingungslos anerkannten Sieg davontrug. Später gewann er dann noch in Hamburg den Großen Preis gegen Bourrillon und Courde d'Orillon, die goldene Armbrunde in Berlin und das Triemrad in Köln gegen Vehr und den Grazer Böhmer, nebst zahlreichen andern bedeutenden Rennen. Krend ist ein Fahrer von ungewöhnlich hoher natürlicher Klasse. Seine Begabung liegt weniger in der Technik als in seiner vorzüglichen Veranlagung, die ihn befähigt, einen langen Spurt durchzuführen, ohne sich für das Finitum ganz anzugeben. Da er gegenwärtig erst 21 Jahre zählt, so hat er bei sorgfältiger Schulung zweifellos noch eine glänzende Siegeslaufbahn vor sich.

Nicht ganz so hoch an natürlicher Klasse als die beiden Vorgenannten stehen der Grazer Bruno Böhmer und der Berliner Arthur Heimann. Beide haben eine lange, erfolgreiche Rennkarriere hinter sich, die sie in erster Linie einem scharfen, mit aufrichtiger Konsequenz durchgeführten Training und der denkbar vollkommensten Verrichtung der Renntechnik verdanken. Heimanns Glangzeit fällt in die Jahre 1894 bis 1896, wo er unter den deutschen Fahrern die Stelle Vehrs einnahm und sich namentlich bei dem Berliner Publikum einer großen Beliebtheit erfreute. Er zählt heute, ebenso wie Böhmer, 26 Jahre und dürfte auch in den kommenden Jahren immer noch bei großen Entscheidungen mitzureden. Böhmer, ein geborener Reichdeutscher, der sich aber lange in Graz aufhielt und daher unter österreichischen Farben fährt, ist von Hause aus Straßenfahrer. Er mußte sich im Jahre 1893 bei der Sibianfahrt Wien-Berlin ohne jede Unterstützung als achter zu placieren und that sich dann bei Sibianfahrten namentlich in Oesterreich einen ehrenvollen Namen. Auf der Rennbahn erscheint er erst seit dem Frühjahr 1896. Damals bildete er mit dem Belgier Huet das beste Tandempaar der Welt. Mit diesem sowohl als auch allein auf Wiederertrug brachte er es zu sehr achtbaren Erfolgen in Berlin und Wien, sowie in Rußland, Frankreich und Belgien. Nachdem Huet das Fahren aufgegeben hatte, that Böhmer sich mit dem Wiener Seidl zusammen, und diese beiden, sowie Heimann und sein Berliner Partner Kulak, zählen heute noch zu den besten Tandemparen der Welt.

Von den ausländischen Größen stehen die beiden Franzosen Morin und Bourrillon in der vordersten Reihe. Jeder von ihnen besitzt eine Art Domäne in der Rennwelt, auf der er unerreicht dasteht. Morin, ein schmarotzerlicher Südfrenzoise mit wackeren, träumerischen Sammelanlagen, die aber im Moment der Erregung in lebensgefährlicher Glut ausblühen können, ist unbedingt der schnellste Fahrer der Welt, wenn es sich um einen kurzen Spurt (von 150 bis 200) Metern handelt. Seine Hauptstärke besteht in der Fähigkeit, gegen das Ende eines solchen Spurtes noch einmal mit erhöhter Schnelligkeit einzulegen, also im Spurt zu spurteln. Das stingt etwas sonderbar, entspricht aber genau den Thatsachen. Nur vermöge dieser Fähigkeit konnte Morin dreimal hintereinander im Pariser Grand Prix den Sieg davontragen, bei dem ihm teilweise allerdings noch das Glück zu Hülfe kam. Um Rußland dagegen konnte Morin nie eine besondere Rolle spielen; 1896 wurde er zum Beispiel in Berlin von Krend geschlagen. Er ist speziell auf die technisch vollkommenen Pariser Bahnen geeicht. Sein gefährlichster Konkurrent, Paul Bourrillon, ebenfalls ein Südfrenzoise, ist der Meister des schnellen Antrittes, das heißt der Kunst, seinen Gegner in den ersten Momenten eines Spurtes, blitzschnellen Vorstoßes um mehrere Längen davonzuziehen, die sie dann bis zum nahen Ziel nicht mehr einzuholen vermögen. Auf diese Weise gewann

Morin.

Willy Herd



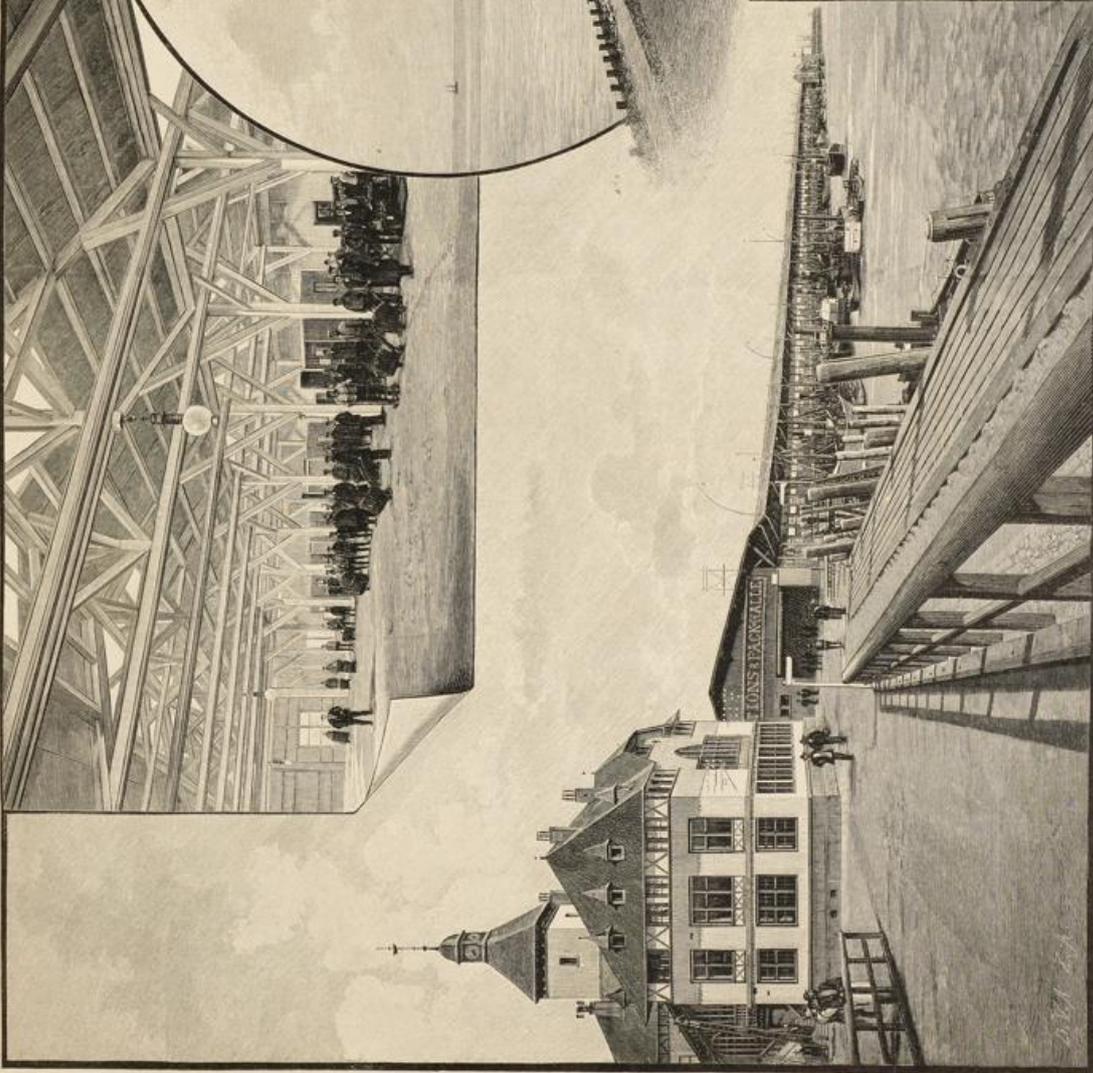
Arthur Heimann.  
Joseph Wirth.

Paul Bourillon.  
Franz Fischer.

August Ehrlich.  
J. B. Gordon.

Berühmte Rennfahrer.

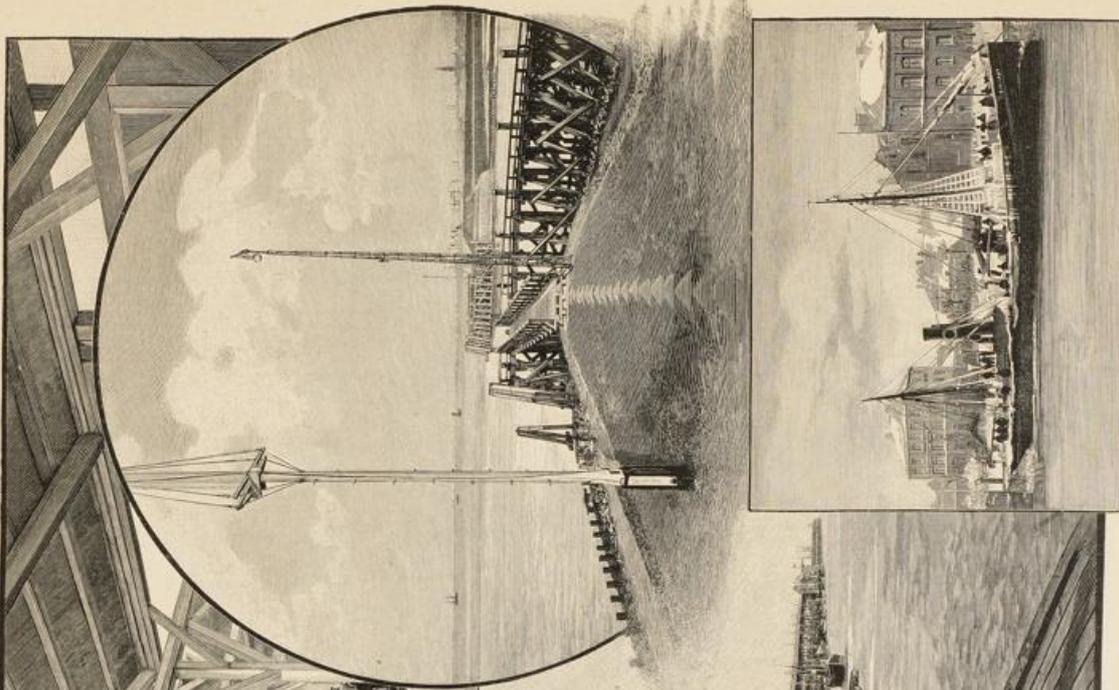
Innerer Saal der Fischereihalle.



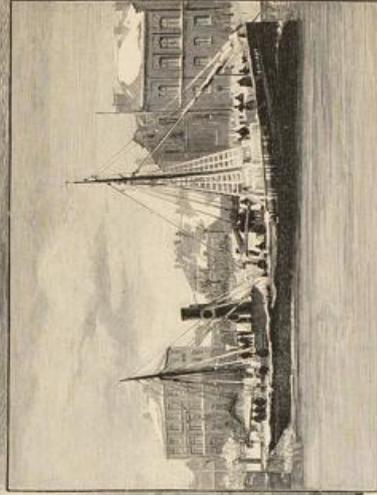
Innerer Saal der Fischereihalle und des Fischmarktes.

Der neue Fischereihafen in Geseffmünde.

Einfahrt zum Fischereihafen.



Fischmarkt im Eis.  
Der photographische Aufnahme von W. Zinke & Co. in Geseffmünde.



Portrillon die großen Preise von Hannover, Coblenz und Berlin und unglückliche Siege. Beide Franzosen leben seit etwa drei Jahren auf der Höhe ihres Namens.

Etwas älter ist der Mann Jaap Eden, der sich schon im Jahre 1892 den ehrenvollen Beinamen „der fliegende Holländer“ erworben und von diesem Jahre an als der gefürchtete Segler Leher galt. Jaap Eden, eine außerordentlich kumpatrische Erscheinung, ist das Muster eines Athleten. Er besitzt einen wundervoll echnmäßigen Körperbau und kann als das Ideal männlicher Kraft und Schönheit gelten. Bevor er seine Rennlaufbahn antrat, hatte er bereits die Weltmeisterschaft im Schlittschuhlaufen errungen, der dann 1894 und 1895 die Amateurl-Weltmeisterschaften in Radfahren zu Antwerpen und Köln folgten. Im letzten Jahre ist Jaap in der Form etwas zurückgegangen, doch konnte er immerhin im Juli noch den großen Preis von Leipzig gegen Böhmer und Bourillon nach Hause bringen.

Der letzte, aber nicht der schlechteste in der Reihe ist der Engländer J. H. Barden, ein Fahrer, der nicht nur sehr schnell ist, sondern auch in Dauerrennen Vorkühliches leistet. Da er nebenbei aber eine ausgezeichnete Leichtathletik vermag, so gilt er überall als sehr gefährlicher Gegner. Im großen Preis von Hannover endete er hinter Bourillon als zweiter vor Wendt. Bei der Glasgower Weltmeisterschaft mußte er dagegen die Heberlegenheit des Hannoveraners anerkennen. Er hat wiederholt die Meisterschaft von England gewonnen und ist zweifelslos der beste Fahrer im Mutterlande des Sports.

n. 24.

Unser Tableau mit Porträts berühmter Rennfahrer ergötzen wir noch durch ein Sonderbild (Seite 89), das nach einer Momentaufnahme den Dauerfahrer Alfred Köcher mit seinen Schrittmännern zeigt. Bei den Radrennen, die zum Fehlen der Ueberhöhenmatten im Sportpark Friedenau-Waldmorsdorf bei Berlin veranstaltet wurden, gelang es Köcher, den bisher von Joseph Fischer gehaltenen Weltrekord über 3000 Meter von 3 Minuten 32 Sekunden auf 3 Minuten 31<sup>2</sup>/<sub>3</sub> Sekunden herabzubringen. Auch den 100 Kilometer-Straßenrekord hat Köcher um etwa 6 Minuten verbessert, indem er die Strecke Jossen-Lübbers-Jossen in 2 Stunden 51 Minuten 53<sup>2</sup>/<sub>3</sub> Sekunden zurücklegte.

Die deutsche Hochseefischerei.

(Siehe die Abbildungen Seite 97.)

Trotz der langen Ausdehnung der deutschen Seefische, die von einer mit dem Meere vertrauten, unternehmungsfreudigen Bevölkerung bewohnt ist, bedte die deutsche Hochseefischerei doch noch vor wenig mehr als einem Jahrzehnt in den Kinderstühlen. Die verhältnismäßig geringen Fänge, die die Segelfischerflotte erzielte, wurden in den Küstengewässern verbraucht, und zwar in der Regel als frische Seefische unbekannt. Und was in verarbeitetem — geräucherten, gesalzenem oder mariniertem — Zustande ins Binnenland vordrang (in erster Linie waren es Deringe), das war vom Auslande, aus England, Holland oder Norwegen, eingeführt. Ungezählte Millionen deutschen Nationalvermögens sind auf diese Weise ins Ausland gewandert. Das wurde erst anders, als man Mitte der achtziger Jahre begann, den Dampf in den Dienst der Hochseefischerei zu stellen. Dem Beispiel Englands folgend, begannen einige wagnersüchtige Pioniere der deutschen Hochseefischerei, Fischdampfer zu bauen. Der erste derselben, die „Sagitta“, ging im Jahre 1884 von Geestemünde aus in See. Die ersten guten Erfolge reigten zur Nachahmung, und schon sechs Jahre später zählte die hauptsächlich von der Weser aus fahrende deutsche Fischdampferflotte bereits 16 Fahrzeuge. Von da an ging die Entwicklung rasch, zeitweilig in rapiden Sprüngen vorwärts. Freilich stehen wir noch weit hinter England zurück, aber wie auf andern Gebieten, so ist auch auf dem der Hochseefischerei Deutschland ein erster Konkurrent des Inlandes geworden. Auf mehr als hundert Fischdampfer weht heute bereits die deutsche Flagge, und da das Beschäftigung findende deutsche Kapital sich in den letzten Jahren mit Vorliebe der Hochseefischerei zugewendet hat, ist es sicher, daß diese Zahl bald noch erheblich steigen wird. Nach einer kürzlich veröffentlichten amtlichen Statistik besitzen in 19 Fragen kommenden Staaten folgende Fischdampferflotten: England 822, Deutschland 108 Dampfer (die Zahl dürfte augenblicklich schon circa 115 betragen); dann folgen in weitem Abstand Frankreich mit 17, Belgien 13, Dänemark 2, Holland, Spanien und Portugal je 1. Der Hauptanteil der deutschen Fischdampfer, mehr als 80, entfällt auf das Westgebiet (Geestemünde-Bremerhaven-Nordenham). Das Ostgebiet besitzt etwas über 20 Fischdampfer, und der Rest verteilt sich auf die Jade und die Ems.

Ersi seit dem Vorfahren der Fischdampfer kann man von einer eigentlichen deutschen Hochseefischerei reden. Die Dampfer sind schnelle, kleine Fahrzeuge von 60 bis 100 Register-tonnen, mit zwei Masten. Sie haben eine Besatzung von einem Kapitän, einem Steuermann, einem Matrosen, einem Decker und sechs bis acht Matrosen. Da sie bei lebem, auch dem kühnsten Wetter ihrem Gewerbe obliegen müssen und die Nordsee bekanntlich zu den fürchterlichsten und gefährlichsten aller Meere zählt, sind sie

äußerst festlich gebaut. Sieht man von der entsetzlichen Sturmacht im Dezember 1894 ab, in welcher sieben deutsche Fischdampfer mit über hundert Mann Besatzung spurlos von der wütenden Nordsee verschlungen wurden, so ist doch kaum eines dieser Schiffe direkt dem Meere zum Opfer gefallen. Die Hauptangriffsplätze der Fischdampfer liegen etwas nördlich von Helgoland, dann an der schottischen, schleswighischen und jütländischen Küste, sowie im Skagerrak. Seit einigen Jahren, wo sich eine Abnahme der Fische in der nördlichen Nordsee bemerkbar macht, geht auch eine Anzahl von Dampfern nach den unerlässlich scheinenden Fischgründen bei Island, von wo sie durchweg mit reichem Fang — einzelne Reisen haben bis zu 900 Zentnern erbracht — heimkehrten.

Bei der Fischdampfer auf dem Grunde, den er besischen will, angelangt, so wird das mächtige, früher an einem „Fischbaum“, jetzt meistens an einem sogenannten „Schwertbrett“ befestigte Netz an der Oberseite des Schiffes über Bord gelassen und klappt, während der Dampfer langsam vorwärts treibt, am Grunde des Meeres weiter. Alle vier bis sechs Stunden wird es an Deck geholt und der Inhalt auf letzterem ausgeschüttet. Die gefangenen Fische werden sofort getötet, ausgebeutet, gereinigt, sortiert und dann, in Eis verpackt, im Schiffsraum untergebracht. Der Fang beginnt dann sofort von neuem und wird Tag und Nacht fortgesetzt, bis eine hinreichende Quantität erreicht oder die für die Reise in Aussicht genommene Zeit (je nach den Jahreszeiten und sonstigen Umständen sechs bis vierzehn Tage) verstrichen ist. Dann geht's mit Vollkraft dem Heimathafen zu, um die Fische sobald wie irgend möglich auf den Markt zu bringen.

Um den Fischtransport ins Binnenland nach Möglichkeit zu beschleunigen und die fänge binnenländischen Märkten zuzuführen, sind an der Weser und Elbe, in Geestemünde, Bremerhaven, Nordenham, Danzberg und Altona eigne Fischereihäfen angelegt. Den neuesten und großartigsten, dem kein anderer Vorkommt, weder auf dem europäischen Kontinent noch in England einen gleichen an die Seite stellen kann, besitzt Geestemünde, das die Mutterstadt der deutschen Hochseefischerei ist und auch jetzt noch die Zentrale derselben bildet. Unser heutige Nummer bietet einige Ansichten dieser großartigen Anlage, die in den Jahren 1892 bis 1896 von dem preussischen Staat mit einem Kostenaufwand von fast acht Millionen Mark erbaut worden ist. Der Bau, ein Meisterwerk der Tiefbautechnik, bot deshalb besondere Schwierigkeiten, weil das Terrain, auf welchem er steht, erst dem unglücklichen Schicksal der Weser abgerungen werden mußte. Der Hafen liegt fast parallel zur Weser und ist durch zwei 9 Meter hohe, in Molenköpfe auslaufende, circa zwei Kilometer lange Deiche vor Wind und Wetter geschützt. Durch die 114 Meter breite Einfahrt gelangt man in das Hafenbecken, das eine Quallänge von 1200 Metern, eine Breite von 65 Metern und bei Niedrigwasser eine Tiefe von 4,40 Metern hat. Der Hafen ist ein fast offener Althafen, der jederzeit das Einlaufen der Fischdampfer gestattet. Vorläufig ist nur die Westseite desselben angebahnt. Auf ihr liegt die 450 Meter lange und 20 Meter tiefe Auktionshalle, vor der gleichzeitig fünfzehn Dampfer ihren Fang lösen können. Die Halle ist im Erdgeschoß der Länge nach geteilt in einen ganz durchgehenden, zehn Meter tiefen vorderen Raum, der zur Versteigerung der Fische sowie zu deren Transportierung in die dahinter liegenden fünfzig Abteilungen von je neun Meter Breite, die an die Verladegestelle verpackt sind, dient. In den letzteren Räumen werden die in den Auktionen erstandenen Fische in circa einen Zentner fassende Weidenkörbe in Eis verpackt und sind dann versandfertig. Das Obergeschoß enthält Comptoirräume. Auf sogenannten Plattformwagen werden die Fische dann in die unmittelbar vor dem Kopfe der Auktionshalle liegende Eisenbahnerspeditionshalle gebracht. An der Rückseite der Auktionshalle liegen mächtige Eishäuser und Lager-schuppen. In dem zwischen der Auktions- und der Expeditions-halle liegenden großen Restaurationsgebäude befinden sich zugleich Post und Telegraph, ein Heuerbureau, ein Seemannsheim und einige Laden mit Bedarfsartikeln. Weiter nach Süden zu liegen Kassenplätze zur Verbergung der Dampfer und die Bureau's der Hafenverwaltung. Am Nordende des Hafens befinden sich Magazine für Vorräte und Ausstellungsgegenstände der Fischer. Eine elektrische Zentrallation liefert die Beleuchtung und gibt gleichzeitig die Kraft zum Betrieb der Eismählen.

So großartig die Anlage auch geplant und ausgeführt ist, so ist sie doch schon jetzt, kaum ein Jahr nach ihrer Eröffnung, dem immer gewaltiger anwachsenden Betriebe nicht mehr gewachsen. Da bereits seit langer Zeit alle vorhandenen Verkaufsräume verpackt sind, wird die Auktionshalle augenblicklich noch um 112 Meter verlängert, wodurch Raum für elf neue Verladegestelle geschaffen wird. Reicht auch das nicht mehr aus — und der Zeitpunkt dürfte nicht fern sein — so kann die bisher noch unausgebaute Ostseite des Hafens in gleicher Weise hergerichtet werden wie die Westseite. In der Bewilligung der nötigen Mittel hat die preussische Staatsregierung sich bisher sehr bereitwillig gezeigt, einestheils, weil sie die hohe volkswirtschaftliche Bedeutung der Hochseefischerei an sich richtig erkannt und weil sie ferner bald die Erfahrung gemacht hat,

daß die schon weit über tausend Mann zählenden Matrosen, welche ihre seemannische Schule an den Fischdampfern durchzumachen, das erste Seemannsmaterial für die Kriegsmarine liefern.

Von dem gewaltigen Verkehr, der sich in und an dem neuen Geestemünder Fischereihafen abspielt, mögen noch einige Zahlen einen Begriff geben. An lebhaften Verkehrstagen ist es keine Seltenheit, daß in wenigen Stunden zwei- bis dreitausend Zentner Seefische dort angedruckt, verpackt, verpackt und expediert werden. Tag für Tag gehen zwei nur dem Fischverkauf dienende, oft fünfzig bis sechzig Waggons zählende Eisenbahnzüge nach dem Binnenlande ab. Im Jahre 1896 wurden 26380968 Pfund Fische verpackt und dafür ein Erlös von 2749344 Mark erzielt. Rechnet man hierzu die Fischmassen, die von den andern Fischereihäfen, Bremerhaven und Nordenham, sowie von Hamburg, Altona und Wilhelmshaven zum Versand gelangen, so stellen sich die Zahlen auf weit mehr als die doppelte Höhe. Aller Voraussicht nach wird der Wert der von deutschen Dampfern in deutschen Häfen eingebrachten Seefische im laufenden Jahre sich auf rund acht Millionen Mark belaufen. Das ist ein in wenig mehr als einem Jahrzehnt errungener Erfolg, der deutscher Intelligenz und deutschem Unternehmungsgeliste ein glänzendes Zeugnis ausstellt. Nicht mißlos ist dieser Erfolg errungen, und es bedurfte einer durch seinen Mißerfolg zu entmutigenden jähren Energie, um Schritt für Schritt weiteres Terrain zu erobern. Besonders galt und gilt es, das Vorkurzel zu überwinden, daß der Seefisch einen langen Transport ins Binnenland nicht ertragen könne, ohne erheblich an Güte zu verlieren. Ein gut in Eis verpackter Fisch — und auf sorgfältige Verpackung legt jede reelle Versandfirma den größten Wert — kann auch mitten im Sommer ohne Schaden an Güte und Genießbarkeit einer ein- bis zweitägigen Eisenbahnfahrt ausgesetzt werden. Wenn er dem Konsumenten oft nicht schmackhaft erscheint, so trägt in den meinsten Fällen die binnenländische Hausfrau oder Köchin die Schuld, die den Fisch nicht richtig für den Tisch zu bereiten versteht. Zu deren Rat und Frommen sei deshalb noch eine ganz kurze Anleitung über die Fischbereitung gegeben.

Bezüglich des am häufigsten vorkommenden Schellfisches glauben die meisten Hausfrauen, er müsse geschmort und dann mit starkem Gewürz, Zwiebeln, Pfeffer und so weiter gekocht werden. Aber gerade dadurch wird dem Fisch der seine Geschmack gewonnen. Schellfisch und ebenso Steinbutt, Lorbutt, die man am besten getrocknet genießt, werden in portionsweise geschnitten, gut gereinigt und dann eine Stunde in Wasser stehen gelassen. Dann läßt man Wasser tüchtig mit dem nötigen Salz und Essig aufkochen, legt den Fisch hinein und läßt ihn ruhig ziehen, nicht kochen, und zwar, je nach der Größe des Fisches, 15 bis 20 Minuten. Ob er genügend gar ist, läßt sich daran erkennen, ob man die Knochen leicht auslösen kann. Fische, die man bäckt, also Seuzungen, Rotungen und so weiter, verlieren an Wohlgeschmack durch das vielfach übliche Abkühlen; ihr schöner Saft geht dadurch vollständig verloren. Die Seuzungen müssen an beiden Seiten sauber geschmort werden; dann schneide man Kopf, Schwanz und Knochen ab, ferbe sie auf jeder Seite zweimal ein, reinige sie sorgfältig und lege sie wenigstens eine Stunde in recht klar gehaltenes Wasser. Dann werden die Fische sauber abgetrocknet, in Öl und Zwiebeln paniert und in Butter gebacken.

Verneht erst alle unsere Hausfrauen den Seefisch richtig zubereiten und entwickelt sich die deutsche Hochseefischerei in der bisherigen Weise weiter, dann ist die Zeit nicht mehr fern, wo jede deutsche Familie in jeder Woche ein Gericht Seefische auf dem Tische hat.

V. Grot.

S p r ü c h e.

Ein Stier.

Auf die geistige auch ruht die alte Erfahrung, Die man täglich macht mit der leiblichen Nahrung: Süßes wird selten lange vertragen, Stark Gewürztes habet dem Magen, Süßiges gar bringt Krankheit und Tod, Unentbehrlich bleibt: süßliches Brot.

Ein Wille — ein Weg.

Zur Freiheit des Handels trotz drückender Fesseln, Zur Höhe im Nebel, durch Dornen und Kesseln, Es findet der Wille den Weg und die Mittel — Nur sei er von Eifen! Im Vorwurf so gut wie im Dauernsittel Rami's mander beweisen!

Die Jugend pflegt mit vollen Händen Leben und Lebenskraft zu verschwendung, Und wird nicht selten ohne Jagen Das Ganze auf einmal als Einzig waagen; Indes das Alter nach Weisheitsart Mit dem fargen Reste rechnet und spart.

Eine Künstlerfabel nach Halb-Asien.

Humoristische Erzählung

von Kurt Ekberg.

XI.

Die nächsten zwei Stunden füllten wir durch einen Erholungsstümmen aus. Nur die Spag hatte der Gedanke an ihre neue meergüne Konzertvilette nicht lange schlafen lassen.

Als ich erwachte, küßte sie schon im Meergrünen herum und stellte sich bei unzureichenden Gathoffspiegel mittels Stuhl, Fußbank und Tisch für alle Breitengrade ihres Körpers zurecht. Ich mußte lächeln, als ich sie so sah, glatt und schillernd wie ein bronzenener Fontänenfisch. Ein süppiger Rosenstrauch prunkte ihr am Ausschnitt. Vorläufig sah er noch etwas schief, aber er wirkte doch so gemaltig, daß man von der kleinen Erscheinung nicht zuerst den Kopf, sondern die Busendeforation bestimmte. Natürlich machte das Meergrüne sie etwas bleich; dem half aber der Friseur, der Meccerino Haar und Schnurrbart brante, mit einer lebhaften Theaterfarbe ab.

Wie sie da stand, mußte ich sie mir unwillkürlich am Flügel malen. Ob sie in dem enganliegenden grünen Atlasdamen überhaut sitzen konnte, erdichten mir fraglich. Und dann — ja — wo war denn bei dieser Engigkeit die Tasche für die folgerichtige Manipulation? Das Taschentuch in der Hand verliert sich, verliert sich; es muß in der Tasche hängen, um da zu sein.

Ich fragte. Sie schlug mit der flachen Hand gegen die Leide. „Im Unterrock hab' ich's.“

„Stehen Sie's doch lieber in den Taillenausschnitt hinter den Rosenstrauch; da haben Sie's besser zur Hand.“

„Gi gar! Das könnte Anstöß erregen! Ich werd's schon beizeiten hervorkriegen.“

Ich hatte gegen den Gemütsbeutel im Unterrock eine abnungsvolle Abneigung.

„Das thät' ich nicht,“ rief ich ab. „Wenn Sie nun nicht rechtzeitig daran denken...“

„Gi gar! Sie thun gerade, als wär' ich 'ne Fajelliese!“

Wie ein kleiner Walfahrtszug bewegte sich die Einwohnerschaft Nempens nach der Konzerthalle, wo der unbenutzte Teil sich in das Lager Levisons schlug, während die, die etwas galten und gelten wollten, in die Konzerthalle strömten. Auch die Strahengaffer fehlten nicht.

Wir durchauerten im offenen Landbau die Menge, die uns ankaunte, als hielte der König von Honolulu seinen Einzug. Allerdings machte sich Späches sehr funktelnadeln, und Meccerino — man konnte allerdings seinen betriebliebenden Augenschmans haben, als diesen nachlässig in die Pöster gelehten schönen Mann, der mit blästem Lächeln über die allgemeine Aufmerksamkeit quitierte.

Die Fenster des Hauses Levison waren dicht besetzt. Levison selber, ein kleiner, unterlegter Mann mit dieser Nase, diesem schwarzen Schnurrbart und einem eingesunkenen Auge, machte sehr besessenen die Honneurs der seinen Publikum, das lebhaft schwaigte und viel von den belegten Butterstücken vertilgte, die ein kleiner Junge auf einem verzinnten Brett herumreichte. Die Damen waren auffallend gepuzt; es bligte manch schönes schwarzes Auge aus jugendlichen Jügen.

Wir fuhren in das weitgedönnete Hofsthor ein, das sich hinter uns schloß.

Jeremias, der uns gefahren, kletterte vom Bod und band die Pferde an den Pumpenschwengel, der einen quetschenden Ton von sich gab. Der Hof sah aus wie eine grüne Wiese, umgrenzt von verfallenen Stallungen und einem halb eingesunkenen Brettersaum.

Durch ein kleines Labyrinth von Gängen gelangten wir endlich zu der mit bekannten Wendeltreppe. Cohn hatte mehrere Lichtstümpfen in der Tasche, die er anzündete und auf dem badstiegeplakierten Fußboden aufstellte, so daß man sich an diesen leuchtenden Airdinesfaden leicht aus dem Gewirr von Gängen ins Freie finden konnte.

„Woju machen Sie denn das?“ orientierte sich natürlich die Spag.

„Im Fall einem schlecht wird,“ verlegte er prompt. Auf der Bühne capping uns im Schmutz einer Plunenguirlande der mit Del behandelte Goldsteine Flügel. Ein stimmtes Opferlamme! Nur noch Hörner und ein Bein mehr, und die Däsen hätten ihn für einen Preisgeföhnten von Ihresgleichen gehalten. Ich hatte schon so manches Bekränzte in meinem Leben gesehen: eine Braut, eine Torie, eine Bewe, einen Jubilar — aber einen Flügel... Ganz was Neues.

„Meine Idee!“ sagte Cohn stolz, meinen Gesichtsausdruck vernehmend. „Das hab' ich gemacht, um der Goldstein zu schmeicheln.“

„Er ist ja aber noch immer verschlossen!“ rief die Spag erschrocken.

„Kann ich dafür?“ erwiderte Cohn und setzte ironisch hinzu: „Er hat doch selber beinah' erdröselt die Goldstein und hat 'n Schlüssel nicht gefriegt.“

Meccerino, der sich, seitdem er im Grad stetzte, unaufhörlich an die Nehle sagte, wie um sich zu überzeugen, ob alle seine Töne auch noch da wären, wechselte die Farbe.

„Teurer Freund,“ sagte er drohend, „erinnern Sie mich nicht an jene Stunde, sonst kommt die Nehle, erdröselt zu werden, an Sie.“

Cohn brühte sich, ohne etwas zu erwidern.

Da trat aus dem Dunkel des Theateraumes ein jüngerer Mann hervor, der sich verbindlich gegen uns verneigte.

Sofort erkannte ich jenen „Cousin“, den Jeremias am Mittag durch den Cohnischen Ghsaal geführt hatte. Er war von elegantem Buds und fächeren Bewegungen, die verrieten, daß er oft und gewandt das Parkett der höheren Gesellschaft beschritten. Die innere Plumpheit, die unadstreibbar durch Meccerinos Wesen brach, wurde bei jenem durch eine gewisse Gefälligkeit der äußeren Formen angenehm erlegt. Aus seinem ovalen, bräunlich getönten Gesicht bligte ein Paar lebhaftes Augen, die wohl ein großes Selbstbewußtsein sprühten, aber von Güte nichts verrieten. Wenn er die Wimpern leicht senkte, schimmerten seine Augen tief und melancholisch, — echte Künstleraugen, leidenschaftlich und voll südlicher Poete. Seine Hände fielen mir auf. Sie waren weiblich zart und sorgfältig gepflegt. Mir erschienen sie fast durchsichtig, so daß ich die Nerven in den Fingerspitzen vibrieren zu sehen vermeinte.

„Ich wollte mich Ihnen vorstellen,“ sagte er in gebrochenem Deutsch, mit fremdartig rollendem „n“, und murmelte seinen Namen:

„Selmar Stenscewicz.“

Mir bot der Name keine Ueberraschung.

Meccerino verbeugte sich.

„Ich bin Künstler,“ fuhr jener fort, „und wollte bei meiner kurzen Anwesenheit in meiner Vaterstadt nicht veräumen, einem so berühmten Sänger meine Kuldbauung darzubringen.“

Mir schien es, als habe Sidor diesen Künstlergruß veranlaßt.

Meccerino durchdrang die kräftige Schmeidelei wie Donigstein. Mäusernd sah er sich an die Nehle und erwiderte mit Gönnermiene:

„Haben Sie schon konzertiert?“

„Mehrlich.“

„Wo denn?“ Es klang, als wenn ein Schulrat einen Sertaner verhöört.

Stenscewicz lächelte überlegen. „In Warschan, Dorpat, Paris, Philadelphio, Chicago —“

Meccerino machte ein Gesicht, als ob jener schurrte.

„Ueberleisch sogar? — Mit Erfolg?“

„Ich schmeide mir — ja.“

„Warum kommen Sie nicht zu uns nach Preslau-Berlin —“

Eine kurze Pause. „Ich bin Pole; Sie werden verstehen —“

„Du — Pianist?“

„Ganz recht.“

Meccerino hatte genug. Er wußte nichts weiter zu sagen. Zudem war er seit unserer Ankunft in der Konzerthalle merkwürdig neröds.

Er klemmte das Monete ins Auge und strich den Schnurrbart.

„Ich freue mich, Ihre Bekanntschaft gemacht zu haben.“ Gnädig streckte er dem jungen Mann die Hand hin.

„Verzeihen Sie —“ sagte dieser halbblau, „eine unbefehdene Bitte. Erlauben Sie und die Damen wohl —“ er wandte sich mit halber Verbeugung gegen uns, „daß ich auf der Bühne bleibe — oder genießt Sie das?“

„O bitte, bitte,“ machte Meccerino, „als Künstler —“ Selmar Stenscewicz dankte und schlenderte langsam und bescheiden bis hinter die erste Coullisse zunächst der Lampen.

„Ein reizender Mensch!“ küßte die Spag hörbar. „Zum Verlieben! Sehen Sie doch nur, Dogemännchen, wie er geht, wie er sich da anlehnt — wie 'n Märchenprinz!“

Da sah ihr Meccerinos Hand im Nacken.

„Au! — Sie Grobian!“

Er schüttelte sie ein wenig und vergah das Mäusern: „Ich werde Sie lehren, sich in dunkle Gröden zu verlieben!“

Sie schlug mit der Hand nach ihm.

„Ich kann machen, was ich will. Ich bin frei und habe niemand anders zu lieben. Also bestümmern Sie sich gefälligst nicht um meine Gefühle für diesen Märchenprinz! Jweimal sag' ich's, damit Sie sich daran gewöhnen: Er ist zum Verlieben! Zum Verlieben ist er!“

Er zog ein faures Gesicht und ging verstimmt ab.

Daß sie ihm nicht gleichgültig war, das lag offen auf der Hand, daß seine Zuneigung aber schon den Höbegrad verflimmter Gterlicht erreicht, das war ein gutes Omen für Späches Zukunftsglück.

Sie war an eines der Gudsächer im Vorhang geilt und winkte mich zu sich. Wir guckten, ich allerdings mehr ins Publikum und sie meistens über die Schultern nach Meccerino.

Der Saal hatte sich so ziemlich gefüllt. Es herrschte die andachtsvoll erwartende Stille eines musikalischen Publikums, die uns angenehm beeinflusste.

Jetzt aber rauschte eine Bewegung durch den Saal. Sämtliche Köpfe drehten sich nach der Thür. Der allerwärts geküßerte Ausruf tönte zu uns herauf: „Die Goldstein! Die Goldstein und die Glasphura!“

Wie ein römischer Triumphtor segelte sie herein. Ihr süppiger Buds kam allseitig voll zur Geltung in dem rubinfarbenen Belveiteld, dessen Taille sie fest umschloß, und dessen Kopf außer der Schleppe kaum eine Falte warf. Damen nennen so etwas: eingeknallt. Hier sah das Ganze gerade nicht aus. Ihren schwarzen unechten Scheitel umwallten Strauchenebern.

Glasphura erschien gegen die aufgewungte Frau, der sie folgte, auffallend einfach in ihrem weißen Nestfelleide, das frisch angebügelt war. Ihre Haltung war von einer idealen Ruhe, die keine Erziehung verleiht, sondern die sich bei tiefen Naturen selbständig entwickelt. Aber ihre Augen huschten unruhig über die dichtbesetzten Stuhlfreien, als irrten sie nach einem ersehnten oder bestimmt erwarteten Gegenstande umher.

Blöglich ein tiefdunkles Erdröten. Aus der vorbereiten Coullisse war ersehungsähnlich Stenscewicz vor den Vorhang getreten und wieder verschwunden. Glasphura lächelte felig und schlug die Augen nieder.

Die Goldstein hatte diesen Vorgang nicht bemerkt. Sie steuerte nach der vorbereiten Nehle und erreichte sie toeben, als Cohn ihr aus der Seitenthür entgegenströmte.

„Frau Goldstein, gehen Sie 'n Schlüssel, es ist die höchste Zeit.“ Ihr Haupt hob sich hochmütig in den Nacken. Dann zog sie mit einem stehenden Blick auf den Bühnenvorhang, hinter dem sie Meccerino wußte, den fehnsüchtig begehrten Schlüssel aus der Tasche. Cohn, der gierigen Auges ihrer Bewegung gefolgt war, haßte danach.

„Goho,“ sagte sie und wick seinem Griffe aus. „Sie hatten mir versprochen einen Ehrenplatz auf der Bühne —“

„Soll'n Sie haben, soll'n Sie haben, — nur geben Sie —“

„Erst den Ehrenplatz, dann den Schlüssel. Hat doch der Meccerino heut mittag gesagt, —“ ihre Stimme klang laut und schneidend — „der Platz auf der Bühne wär' nichts für mich. Da konnt' ich die Affenst mit der Lupe suchen. Nun — was brauch' ich



Bergstein an der Salzach: Westlicher Teil der Burg am See Wöge.

die Musik? Hab' ich doch bei mir die Glasphyr. Die kann mir geben 's Müttelchen, wenn mir kühl wird, und 's Nieschaltz, wenn mir schlecht wird. Zu was hab' ich geborgt den Flügel gratis?! Wenn der Mezerino zehnmal hat gesagt, ich soll sitzen unten im Saale — ist mir gleich. Ich will haben einen Ehrenplatz. Oben bei meinem Flügel will ich sitzen. Ich hab' ein Recht, zu hören die Musik aus allererster Quelle."

Cohn wand sich während dieses Vortrags, den er vergeblich zu unterbrechen versucht hatte, vor nervöser Aufregung.



Bergstein an der Salzach: Nonnen-Gast.

„Geben Sie 'n Schlüssel und kommen Sie mit!“ rief er in höchster Ekstase.

„Die Glasphyr soll sitzen hinter mir.“

„Ja doch! Ja doch!“

Endlich setzte sie sich in Bewegung. Unter Pusten, Stöhnen und Seufzen erfolgte ihre Auffahrt zur Bühne.

„Vph — Vph —“ ihr Taschentuch schlug gegen die roten Wangen. „Gott, wie 'ne Hitze! — Hier ist der Schlüssel.“

Gott sei Lob und Dank! — endlich!

Der Schlüssel steckte, und die Goldstein, als

hätte sie damit ihre Seele vom Körper gelöst, sank kraftlos auf eines jener vor die Coullisse gerückten Klappstühelchen nieder, das ihrer Schwere wahrhaftig widerstand.

Glasphyr lehnte sich träumerisch gegen die Coullisse und versank in Sinnen. Es war, als sei das, was um sie vorging, für sie nur ein farbloses Schauspiel, das den Hintergrund zu dem bildete, was sich in ihrem Innern begab. Nur durch die Coullissenleimwand von ihr getrennt, stand der, den sie liebte.

Die Spay hatte das Instrument geöffnet und spannte die Hand über die kleine Oktave. Dann drückte sie vorsichtig einige Dreiklänge nieder.

„Steht richtig,“ sagte Mezerino, der beständig seine Stimmgabel schwang und mozza voce mehrere verschleierte Kadenzgen von sich gab. „Los, Isidor, es ist leben.“

Cohn schlüpfte an Glasphyr vorbei. „Der Wagen ist unten im Hof.“

Sie that, als gälten die Worte nicht ihr.

„Was hat denn der Cohn immer und ewig mit dir zu schmufen?“ sagte die Goldstein argwöhnisch. „Deute mittag auch schon.“

Das Glockenzeichen ertönte.



Schulegruppe an der Salzach mit dem südlichen Teil der Burg.

Auf rauhste der Vorhang. Auf der Bühne der geschmückte Flügel und die gepuzte Goldstein. Das war schon etwas.

Und nun tauchte stimmungsvoll im Meergrünen die geschminkte Spag aus der Coullise. Sie sah so blühend aus wie vor zehn Jahren, als sie noch sechzehn war. Ob sie sich aber damals schöner und fascinierender gefühlt, steht dahin. Auf ihrem Gesicht stand's geschrieben, daß sie ihres guten Eindrucks gewiß war.

Ein Murren des Beifalls taucht auf und verschwindet.

Sie setzt sich mit der Aussicht auf die Goldstein, uns den Rücken kehrend. Sie ist ganz Musik. Ihre Gesichtsmuskeln erschaffen einen Moment, um sich zugleich mit der Haltung intensiv zu spannen. Die Schleppe umflutet sie in herrlichen Falten... ihr kleiner Fuß sucht das Pedal... die Handschuhe fliegen von den Fingern, ihnen folgen die Armspangen... Jetzt kommt das Taschentuch. Ihre Hand fährt mechanisch dahin, wo sie stets die Tasche findet, gleitet abwärts... Spätschen



Burgheusen an der Salzbach: Jansen's Kunstflor.

etwas fehlen... sie würden unsicher sein... würden entgleiten... „Helfen Sie ihr aus, Mezerino,“ entfährt es mir.

„Zum Teufel — na ja.“

Dabei zieht er auch schon seine riesenhafte rotseidene Freudenflagge aus der Bjaqueveste. Im Nu ist sie zum Anäuel geballt.

„Uns Himmels willen!“ stoße ich aus und will hindernd seinen Arm fassen.

Zu spät. Meine Hand giebt seinem Ellbogen nur einen ungeschickten Stoß, der die Zielrichtung erschüttert. Die Rettungsboje fliegt, anstatt auf die Klaviatur, hart am Ohre der ahnungslosen Spag vorbei und schließt, wie scharf gezekt, der Goldstein ins Gesicht. An ihrer Nase prallt die Stugel ab und foltert in die weiche Ruhestatt ihres Schoßes.

Wie eine getretene Natter zuckt sie auf. Im ersten Impuls greift sie nach der Nase, und dann schüttelt sie, das Gesicht mit Abscheu hinter sich schleudernd, sorgfunkteln Blickes die volle Faust gegen Mezerino. Der erwidert die öffentliche Feindseligkeit durch ein höhnisches Kompliment.

Die Goldstein purlet, die Goldstein faucht; sie hat für nichts andres Sinn und Gedanken als für den durch diesen Zwischenfall zur Flamme angefaschten Haß gegen Mezerino. Aus ihren Augen springen Schlangen

— das vergelt' ich dir noch heut! —  
Unterdessen hatte die Spag sich auf ihre Weise geholfen. Ohne Taschentuch ging's nun einmal

nicht; also ein kurzer Entschluß! Zum Erkennen des Publikums erhebt sie sich noch einmal, wagt hinter den Flügel, und dort rafft sie, ihre obere Hälfte durch den geschmückten Flügel gebekt, das Meergrüne seitlings empor und zerrt das Taschentuch aus dem Gemüschbeutel.

Nun ist alles wieder in der Ordnung, nun kann sie beginnen. Endlich der erste Accord.

Verzückt schweifen meine Augen über die Bühne. Ich sehe, wie Ador einen Blick des Einverständnisses mit Glasphora wechselt, wie er mit leiser, vorsichtiger Bewegung sich vor das Mädchen dicht hinter die Goldstein schiebt, wie jenes nach einem Augenblick unschlüssig, ängstlich zaudert und dann zurechtgleitet...

Wo ist Stendebewitz geblieben? ...

Die Spag spielt. Sie spielt eines jener Chopin'schen Impromptus, die wie das Tonbild eines Liebeslendemanns erscheinen, voll überquerenden Gefühls, voll größter Schelmerci. Sie spielt meisterhaft.



Burgheusen an der Salzbach: Partie aus dem innern Schloßhof.



Burgheusen an der Salzbach: Pulverturm.

wird bleich; sie schüttelt die Hände, sie streckt sie von sich, reißt sie, alles konvulsivisch.

„Vergott, Mezerino — sie hat kein Taschentuch!“ bricht's mir aus der gefolterten Seele.

„Alle Schod! Werfen Sie ihr Ihres zu.“

Ich fahre in die Tasche... entsetzlich! Ich, die Bedanterie selber — ich, die ich Spätschen so weisheitsvoll gewarnt — ich hab's auch ver-gessen.

Ohne Taschentuch-Prälimdium kann sie nicht spielen. Den Fingern würde



Burgheusen an der Salzbach: Bild über Heiligenberg, Marienberg und Kloster Kalkenbühl.

Plötzlich stockt die Passage. Ein Moment erschrockenen Abbrechens... alle Farbe entweicht aus dem Antlitz der Weltentrückten... sie ist konterniert, konterniert bis zur Verwirrung.

Doch sie faßt sich. Mit der Geschwindigkeit des elektrischen Funkens schlendert sie den Daumen der rechten Hand an verschiedenen Stellen der Tastatur empor, spielt weiter, wiederholt das Kunststück — und wieder — und wieder.

„Da stemmen sich ja Töne!“ zischt Mezerino

und schlenbert der Goldstein einen Blick der Verachtung zu. Sie empfängt ihn mit dem Ausdruck stummen Triumphes. Warum hast du mich geschmissen! ruft ihr ganzes feuerrotes Antlitz. Nun ist euch das sehr recht. An dir werd' ich noch eine aparte Revanche üben!

„Natter,“ zischt er, „das hast du gewußt! — Na, du wirst dich noch freuen!“

Die gute Spatz zerbrach sich beinahe die Fingern; aber sie führte es herrlich hinaus. Aufgelöst, atemlos stürzte sie nach vollendetem Impromptu unter rauschendem Applaus zu uns hinter die Coulissen. „Das war ja die reine Todesqual!“ Wahrhaftig, sie sang nachträglich an zu zittern und zu transpirieren, während ihre Fäße die Spuren der überwundenen Angst und Aufregung trugen. „Erst blieb das D sitzen, dann das E und endlich sogar das G.“

„Gewünscht!“ flüsterte Mezerino. „Aber seien Sie nur ruhig: Sie bleiben nicht sitzen!“

Ihr feines Tischtuch fächelte ihrem erhitzen Gesicht Kühlung zu. Sie sah ihn nicht an. Die Aufpielung war zu deutlich. Ich vermute, daß sie erröthete; aber zu sehen war's bei der Schminke und der Erregung nicht.

„Aber sagen Sie mir, warum haben Sie das Intermezzo hinter dem Flügel eingeschoben?“ lächelte er nun mit einer Gütmüthigkeit, die den Verliebten eigen. „Ich dachte bei Gott, Sie wollten sich hinter dem Flügel ausziehen.“

„Ach, lassen Sie Ihre schlechten Witze,“ erwiderte sie, sich unangenehm Luft zufächelnd. „Das sage ich Ihnen, ein zweites Mal frögen Sie mich nicht aus's Schaffott. Dagegen ist Gefährlichkeit 'ne süße Speise. Und nun sehen Sie nur die Goldstein an! Sigt sie nicht da, als hätte sie den verfluchten Jammerkasten selbst ausgebrütet und wäre noch stolz darauf?“

Wahrhaftig! Die Goldstein schwamm förmlich in Betrübung. Cohn stand in ihrer nächsten Nähe, hatte sich zu ihr niedergebückt und flüsterte ihr, immer mit leichten Gesten nach uns hinweisend, lebhafteste Bemerkungen über uns zu, die ihr Interesse trafen und ihr emüthete, eifrig geistliche Begebenheiten entlockten. So geschickt wachte er ihre Aufmerksamkeit zu fesseln, daß sie nicht daran dachte, sich nach Glasphura umzusehen.

„Wie ich die Frau jetzt hasse!“ machte Spätschen ihrer Entrüstung Luft.

„Seien Sie ruhig, kleiner Sprühtüfel, Sie werden in der nächsten halben Stunde fürchterlich gerochen werden. Volle —“

„Weiter! weiter!“ rief uns Cohn über die Bühne zu.

„Kommen Sie nur, Spätschen. —“ Mezerino reichte ihr den Arm — wir beide gehörend doch einmal zusammen vor's Publikum. Und ob die paar lampigen Töne sitzen bleiben —

Sie gingen hinaus und verbeugten sich; man applaudierte, denn Cohn gab das dazu einladende Zeichen so deutlich wie nur möglich.

Mezerino trat vor und öffnete sein Notenheft. Er nahm seine schönste Pose an, machte sein wehmüthiges Gesicht; sein Auge klappte nach oben. So erwartete er seinen ersten Ton. Spätschen schlug die vier einleitenden Accorde nieder, indem sie nach jedem einzelnen die sitzengeliebten Tasten in die Höhe fragte.

Das Meer erblinzt weit hinaus  
Im letzten Abendglanze —

Fast die meisten vom Publikum hielten die Köpfe schief; die Musik floß ihnen so wohligh, so bekannt in die Ohren. Wo wäre „Am Meer“ uns bekannt!

Da — wela störendes Geräusch! Ein Wagen, welcher über das Pflaster rollte.

Ein Wagen war in Neuppen immer ein Ereignis. Ein Wagen zu dieser Zeit war ein doppeltes Ereignis. Wer kam? Wer ging?

„Nanu?“ sagte die Goldstein ganz laut, absichtsvoll mitten ins „Meer“ hinein.

Wirklicher konnte sie Mezerino nicht fränken. Er setzte ab und drehte sich um. Und so kam Cohns halbgeflüsterter Antwort zu aller Ehren:

„Das sind die Wagen.“

„Was für Wagen?“ fragte die Goldstein ungeniert weiter, indem sie, mit einem Auge nach

Mezerino schießend, mit gesättigter Bosheit genoh, wie er innerlich schäumte.

Als Cohn wahrnahm, daß Mezerino seinen Gesang nicht gleich fortsetzte, gab er wiederum eine laute Antwort; und es war ihm sehr recht, daß alle Zweimarkthörer sie zur eignen Gemüthung verstanden.

„Na, ich lasse den Aron und den Jakob mit den beiden schweren Leiterwagen immer fahren auf und ab in der Straße, damit die Zuhörer beim Levison nichts können profitieren von der Musik.“

Die Goldstein warf einen Blick durch die Fenster. — Jeremias mit seinem Landauer und dem Liebespaar war schon passiert.

Sieben zog Aron mit seinem Fuhrwerk vorüber. Auf dem Wagen lagen zum Ueberflus einige lange, eiserne Stangen, die das Haiseln eines Gefühiges noch übertrafen. Dann kam Jakob mit einem Breiterwagen, der durch zwei eiserne Defen belastet war.

Glasphuras Abfahrt war glänzend maskiert.

Die Goldstein starrte Cohn mit offenem Munde stumm an. Er hatte die Wagen fahren lassen, damit das Publikum, das nur ein Siebentel des Eintrittspreises bezahlte, auch nur ein Siebentel des Konzerts genießen konnte! Das war genial! Solche Geschäftsgewandtheit nötigte ihr die höchste Anerkennung ab: der Cohn war dem Levison über!

(Schluß folgt.)

## Der blanke Sans.

Von

A. Bessel.

Am Sonntag war's, Burghardi Sag. \*)

Die Kirchenglocken klangen;  
Gruß über Driestlands Marschen lag  
Der Himmel, dicht verhangen.  
Kein Sonnenstrahl besahen das Land,  
Nings Nebel nur und Schatten,  
Berödet waren Deich und Strand  
Und wasserleer die Watten.

Zuweilen wohl ein Windstoß fuhr  
Vom fernem Meer herüber,  
Zuweilen stürzte die Wölve nur,  
Und dunkler ward's und trüber.  
Es wuchs der Wind, die Flut begann,  
Das war ein Brausen und Wischen,  
Und aus der Kirche dann und wann  
Klang Orgelton dazwischen.

Nun schwebte es drinnen, und in Saß  
Froh heimwärts die Gemeinde,  
Als däß ein Ähnen sie ersah  
Vom Tadeln grimmer Feinde.  
In engen Stuben saßen sie,  
Gesäumt von dumpfen Bangen,  
Und lauschten stumm der Melodie,  
Die Sturm und Wogen sangen.

Die Kinder eiften, sah im Ehor  
Am Mütter's Stuhl zu sammeln,  
Der Vater nahm die Bibel vor  
Und las mit tiefem Stammeln:  
„Aus tiefer Not“ — o, hört ihr's wohl,  
Wie wild die Fluten toben!  
Wie heull es in den Lüften hoch!  
Ach, schüt uns du dort oben!

Auf einer Werk \*\*) nur, nach dem Meer,  
War nichts von Angst und Schrecken.  
Im Werk \*\*) ging es lustig her  
Mit Lachen und mit Necken.  
Dort sah beim Walle wohlgenut  
Der Deichgraf trabe Galle;  
Sie dachten nicht an Sturm und Flut  
Und pflegten sich aufs Beste.

Der alte Klaus nur schweigend sah,  
Nacht essen nicht noch trinken;  
Auf einmal lauscht er leichenblö, —  
Als säß er den Tod schon winken.  
„Sört ihr's?! Der Wind geht nach Nordwest!“ —  
„Ei, Klaus, soll uns das kümmern?“  
Der Aufwendich ist doch und selb,  
Den hann kein Sturm zertrümmern!“

\*) Durch ein Stürmstätt wurden am 11. October 1834 (Burghardttag) die Insel Westland und ein großer Teil Westfrieslands vernichtet.  
\*\*) Werk, ein zum Saß beim Walle gehöriger ausgemauerter Hochstuhl.  
\*\*\*) Feld, ein für heilige Gelegenheiten bestimmtes Grundstück.

Und auf vom Sih der Deichgraf sprang  
Und griff zum Goldspohale,  
Den hoch er überm Saupfe schwang,  
Da ward es still im Saale.  
Er aber rief: „Was blüht ihr Bleich?  
Eht mir Welsch im Noten!  
Dir, blanker Sans \*) dort hinterm Deich,  
Sei heute Troß geboten!“

„Am Jesu Christ, höht nicht die See!  
Das hann uns nimmer frommen.  
Sohn überm Deich hin fliegt ihr Schnee,  
Wald wird se selber kommen.“ —  
„Ei, laßt se rasen, wie se mag,  
Und schäumend sich empören!  
Sie soll mir am Burghardttag  
Die Freude nicht gestören.“

„Burghardttag hab' ich gefreit,  
Ein Jahr ist lust vergangen —  
Stoß an, wenn ihr nicht Memmen seid!“  
Und alle Weher klangen.  
Doch in den hellen, schrilien Ton  
Berwornne Laute schollen;  
Es mischte mit des Meeres Drohn  
Sich dumpfes Donnerrollen.

Und plötzlich — sieh! Ein Schallen glitt  
Vom Fenster her ins Zimmer.  
Es war, als ob ein Neiter ritt  
Vorbei im Zweifelschimmer.  
Noch einmal kam es silberweiß,  
Dann fog's geräuschlos weiter,  
Und schauernd flüsterte der Kreis:  
„Woh' uns, der Schimmerleiter!“ \*\*)

Und alle blickten starr hinaus,  
Und atemlos sie lauschten.  
Wie schrecklich scholl des Sturms Gebraus,  
Wie nah die Wogen rauschten!  
Und da — ein einj'ger Schrei zugleich  
Ningsum von allen Lippen:  
Die blanken See steht überm Deich  
Und will hinunterkippen!

„Das Meer, das Meer! Nicht, steht ins Land!“  
Ein Flüchten, Dämmern, Eöhen —  
Und wieder über Deiches Rand  
Hat sich die See erhoben.  
Sie reht zum Himmel riesengroß  
Die weißen Wellenglieder —  
Ein Schwanken noch, und dann ein Stoß,  
Und donnernd stürzt se nieder.

Das brauß und schäumt und wogt und schwillt  
Und reißt den Damm in Stücke  
Und wälzt sich über das Gefild,  
Verschmettert Stieg und Weiche,  
Und stüel über Dorf und Wall,  
Und in dem weiten Grabe  
Versinken taumelnd Sans und Stall  
Und Menschen, Vieh und Lade.

Des Grafen Hofstatt ragt allein  
Noch aus den wüsten Wellen.  
Doch langsam bröckelt Stein um Stein,  
Wald wird die Wand zersellen.  
Im Fels steht der Graf und läßt  
Sein junges Weib umfangen:  
„Sört du den blanken Sans im Feld?  
Er trägt nach uns Verlangen!“

Noch einen Auf, mein armes Lieb,  
Von deinem süßen Munde,  
Noch einen Becher Wein mir gieb,  
Dann kommt die Sterbestunde.  
Sorch, Glockenton vom Kirchturme,  
Das ist das Grabgeläute!  
Die Dolengraber, Flut und Sturm,  
Nahn gierig schon der Beute.“

Und wie er häßig küßt und trinkt,  
Da löst ein scharfes Krachen,  
Der blanken Sans durchs Fenster dringt,  
Und schaurig geht sein Lachen.  
Und Welle schießt auf Welle nach,  
Zerbricht des Felses Wände  
Und schwemmt die Watten samt dem Dach  
Ins schäumende Gefände.

Verschwunden Sans und Dorf und Flur,  
Das Leben rings verschollen.  
Someit der Blick reicht, sieht er nur  
Der Nordsee Wogen rollen.  
In einer Nacht das weite Land  
Bermichtet und verschwunden...  
Das war die Flut, darin Nordstrand  
Den Untergang gefunden. —

\*) Bezeichnung der schäumenden See.

\*\*\*) Zugeschnitten Gehalt, die bei deutlicher Größe sich zeigt; ein Maßfang an Weizen.

Von der diesjährigen Savanna-Ernte.

von Heinrich See.

Die Savannafreunde werden sich in diesem Jahre auf eine kümmerliche Enttäuschung gefaßt machen müssen. Während sich der durchschnittliche Ertrag der alljährlichen Ernte...

Zum Ueberflus hat die spanische Regierungsvertretung in einigen Landesteilen, die mit Plantagen gerade besonders leicht gemein sind, die Kulturbewegung...

Um aus Raumrücksichten nur einen einzigen Umstand zu erwähnen, der die Kollage der Cubaner Exporteure bedroht, sei folgendes hervorgehoben. Man unterscheidet auf der Insel Cuba hinsichtlich des Tabakbaues zwei Hauptdistrikte...

nicht möglich. Sie sind, wenigstens vorläufig, gezwungen, ihre Rolle als Vuella-Händler auch jetzt noch vor der Welt zu behaupten. Unter gewissen deutschen Importeuren ist es aber ein öffentliches Geheimnis...

Diejenigen unter den deutschen Importeuren, die Flug in die Zukunft sehen, haben sich deshalb anlässlich der vorjährigen Ernte schon bei Zeiten verlegt...

Während die 90er Ernte hinsichtlich der Qualität und Mitte als vorzüglich zu bezeichnen war — wäre nicht der Kustand gewesen, so hätte sie auch nimmerhin einen Ertrag geliefert, wie seit den letzten zwanzig Jahren keiner erzielt worden war...

Es mag bei dieser Gelegenheit noch auf den merkwürdigen Autoritätsglauben hingewiesen sein, dem sich der deutsche Importeurenhändler hingibt...

das natürliche Erdprodukt kann keine besser machen, als es ist und für den entsprechenden Preis wird eben die entsprechende Zigarre geliefert. Im Gegenzug zu jenem Autoritätsglauben...

Vielleicht interessiert hier noch die Mitteilung, daß auch Kaiser Wilhelm früher ein ziemlich eifriger Havannaraucher war. Auf ärztlichen Rat rückt er jetzt weniger. In maßgebenden Kreisen gilt er als ein guter Kenner...

Burghausen an der Salzach.

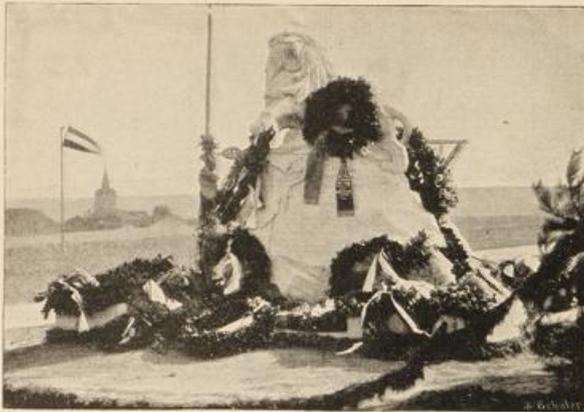
von Hugo Arnold.

Mit Abbildungen (S. 100 und 101) von H. Pöhlner.

Wo an der brandigen Salzach die Säulen mit den laurischen Hochschiffen noch das Deutsche Reich vom beskreuneten Österreichischen Kaiserthum scheiden, nicht aber die Grenzen des Bajuwarenreiches und des deutschen Volkstums markieren, da schmiegt sich auf schmaler Thalsole das schmucke Städtlein Burghausen an einen hochragenden, burggeförderten Berg an...

Stelle Felsmünde schließen das Thal ein, auf dessen enger Sohle die Salzach nordwärts stremt, nicht einmal für die Strafe ist hier Platz. Dann macht der Fluß eine leichte Bogenwendung gegen Morgen, und hier springt von Norden gegen Süden eine schmale Verengung vor, die mit der Öffnung in die reisenden Wägen der Salzach taucht...

Vermuthlich war schon in grauer Vorzeit auf der unerklimmbaren Höhe ein fester Zufluchtsort für die Bewohner der Umgebung geschaffen. Doch wissen wir nichts darüber, und das Licht der Geschichte fällt zum erstenmal auf die Stätte, nachdem sich im elften Jahrhundert ein edles, mächtiges Geschlecht hier eine Burg gebaut hatte...



Rechts: Das Denkmal der Siebenundfünfziger bei Dionville.



Links: Im Hintergrunde das Attika-Terrain der Brigade Dresden.

Das Denkmal der Siebenundfünfziger bei Dionville. Nach Aufnahmen von Hofphotograph E. Jacobi in Metz.

Nach dem Abgange der Grafen von Burgunien fiel ihr Erbe an die bairischen Herzoge. Als deren Gebiet, etwa ein Jahrhundert später, in Ober- und Niederbayern geteilt wurde, wählten die niederbairischen Herzoge neben der Trausnitz oder Landshut auch Burgunien zur Residenz.

Während zweieinhalb Jahrhunderten hielten sie hier, abwechselnd mit der Burg an der Saar, ihren glänzenden Hof und vermahnten in den fernen Gewölben ihre reichen Schätze; denn die niederbairischen Fürken liebten den Prunk, verstanden jedoch noch weit mehr Kling zu wirtschaften, so daß sie — eine Seltenheit bei Herrschern jener Lage — große Meistertümer zu sammeln vermochten.

Namentlich von den drei letzten Herzogen der Linie, Heinrich, Ludwig und Georg, gilt dieser Ruhm, und jeder von ihnen trägt daher den Beinamen „der Reiche“.

Unter ihnen erlebte Burgunien seine höchste Blüte; zu ihren Tagen erhielt die Burg auch die Gestalt, die sie in der Gegenwart noch trägt; die Spitztürme, hohen Giebel und Thür in dem anheimelnden Formen der späten Gotik. Die Burg zählt zu den größten auf deutschem Boden; denn länger als eine Viertelstunde gebraucht man, um in gutem Schritt über den schmalen, mauer- und zwingerumfängenen Felsengrat zu wandern, dessen beide Enden ursprünglich durch je eine Burg, das „vordere“ und das „hintere“ Schloß, besetzt waren. Auch diese Anlage zerfällt das Ganze in drei Abschnitte, deren jeder ein tiefer, aus dem Felken gehauener Graben und ein wappengeschmücktes Thor mit Zugbrücke sicherte. Von der alten Herrlichkeit des Fürstentums sind allerdings nur fargliche Reste geblieben, da die Gebäude in den letzten Jahrhunderten zu Amtshäusern und Wohnungen von Beamten oder als Malereien dienen mußten. Inwiefern bewahrte sie diese Verwendung vor dem Schicksale, in Ruinen zu verfallen. Welch materlicher Reiz die alte Feste umschwebt, davon geben die düstern Bilder des Zeichners eine Probe. Sie zeigen das Thor zum mittleren Teile der Burg, eine Partie aus dem inneren Schloßhof, das Haus, in dem der berühmte Geschichtsschreiber Bayerns, Johann Thurnmayer — genannt Aventin — als Lehrer der jugendlichen Prinzen Ludwig und Ernst (1512) wohnte, ferner den von düsteren Sägen umrankten „Pulverturm“, der mit der Burg durch eine zinnengekrönte Mauer verbunden ist; die letztere hievt den Zugang zum Felsen des Wöhr, und der Turm best als Fortwerk die Höhe oberhalb desselben.

Allein nicht bloß von Prunk und Pracht müssen die Mauer und die Hallen zu erzählen, auch von bitterem Kummer und Herzeleid. Heber das Weh ihrer Ehe trauerten hier, von den Gatten verbannt, Amalie von Sachsen, die Gemahlin Ludwigs des Reichen, und die schöne Hedwig von Polen, die Gemahlin Georgs des Reichen, deren überaus glänzende Hochzeit einst die Welt in Erstaunen gesetzt hatte. Noch sieht man an verschiedenen Orten der Burg das Allianz-Wappen des letzteren Ehepaars, die verbundenen plätz-bairischen und polnisch-litauischen Schilde. Nach beinahe vierjähriger Entfesselung beschloß hier sein unruhiges Leben Herzog Ludwig im Park, im Alter von 81 Jahren, und acht Jahre sah hier in ritterlicher Haft der schwebische Feldmarschall Graf Horn, der in der Nordlinger Schlacht gefangen worden war. Herzog Ludwig der Reiche wurde hier erzogen und mit ihm sein Vetter, der junge Markgraf von Brandenburg, Albrecht, später „Achilles“ genannt. Kriegslärm tobte oft um die Bellwerke, und kostbares Blut floß

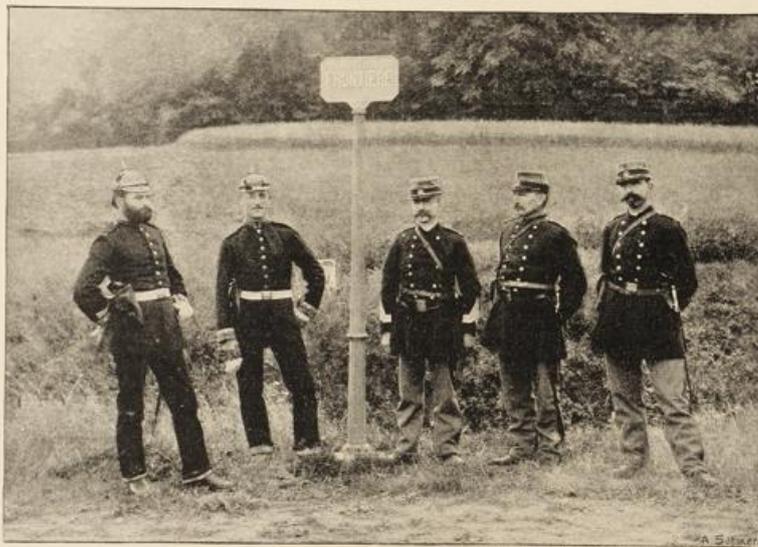
blauen Soldaten des Königs wird eine staatliche Gemäldesammlung den Einzug in die Burg halten. Dann wird neues Leben durch die lange Straßengasse der Stadt pulseren, und gar mancher Wanderer wird seinen Schritt zur verlassen und verregenen vieltürmigen Berle des Salzschloßes lenken und Auge und Herz erregen an dem Bild in das pittoreske Kirchhof und auf die im fernern Süden blaunende Alpenkette.

Zu unsern Bildern.

Aus dem Tiroler Volksleben, in dem die starken Wurzeln seiner Kraft ruhen, schöpfte Franz v. Deigregger auch den Vorwurf zu seinem Gemälde „Unser täglich Brot gib uns heute“. Wollte das kleine, allzeit hungrige Volk der ursprünglichen Regung nachgeben, so führe es wohl sofort mit dem Löffel in die dampfende Suppe, aber nach guter, frommer Sitte muß erst das Tischgebet gesprochen werden, bevor das Mahl beginnt.

Das Denkmal der Siebenundfünfziger, das auf dem Schlachtfelde von Dionville am 8. Oktober feierlich enthüllt wurde, ist den gefallenen Kameraden gewidmet worden von ehemaligen Angehörigen des Regiments, das heute den Namen führt: Infanterieregiment Herzog Ferdinand von Braunschweig (8. Westfälisches) Nr. 57. An der äußersten Grenzmark des Deutschen Reiches gelegen, nimmt das Monument in künstlerischer Beziehung einen hervorragenden Platz unter den zahlreichen Kriegerdenkmalen der westlichen Schlachtfelder ein. Auf einem Felsblock ruht, wie zum Sprünge bereit, ein Löwe, die von Angeln zerlegte Fahne des Regiments gegen feindlichen Angriff verteidigend. Die südliche, mit dem Eisernen Kreuz geschmückte Seite des Felsblocks trägt die Aufschrift: „Den Helmbund hatten 14 Offiziere, 337 Mann. Den Gefallenen gewidmet von den Kameraden des Regiments“, während auf der nördlichen Seite die Worte zu lesen sind: „Auf diesen Gefallen hat am 16. August 1870 Tapferkeit und Treue den jungen Fahnen des Infanterieregiments Herzog Ferdinand von Braunschweig (8. Westfälisches) Nr. 57 unverwundlichen Vorbeeren.“

Gleichfalls an die äußerste Grenze des Reiches verlegt uns die Abbildung „Deutsche und französische Grenzwächter“. Daß es uns möglich war, durch Momentaufnahme die Angehörigen beider Nationen an Grenzposten zu einer gemüthlichen Gruppe zu vereinigen, ist ein erfreulicher Beweis freundschaftlichen Einvernehmens.



Deutsch und französische Grenzwächter.

um den Besitz der Feste, namentlich so oft Bayern und Oesterreich miteinander in Fehde lagen. Da wurde sie wiederholt der Schauplatz aufopfernder Treue und mutiger Heldenthaten von Bayerns Söhnen. Am Spanischen Erbfolgekrieg erklärte sie der Student Pflanzler an der Spitze der niederbairischen Bayern, und während des Oesterreichischen Erbfolgekrieges that sich der Stammlehre Gura besonders hervor, indem er mittels kühnen Handstreichs Stadt und Burg von den Oesterreichern befreite.

Still und stiller ist es nach und nach auf der Burg und in der Stadt geworden, nachdem sie im Anfang des Jahrhunderts die Kronprinzregierung und vor wenigen Jahren auch die Garnison verloren hatten. Doch vor kurzem wurde eine Ringelbahn von Rahlboof hierher und damit die Verbindung mit der Welt eröffnet, und statt der

Stückdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift wird kostenfrei versandt. — Verantwortlicher Redakteur: Ernst Schöberl in Stuttgart. — Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart. Briefe und Sendungen nur: An die Deutsche Post-Anstalt in Stuttgart — ohne Personennennung — zu richten.

# Leber Land und Meer

No. 6.

## — Aus Zeit und Leben. —

### Das Münchener Hofbräuhaus.

Fast mehr als dreihundert Jahre des Bestehens blüht das königliche Hofbräuhaus in München zur Zeit, denn von Herzog Wilhelm V. wurde es 1589 zu dem Zwecke, den Bierbedarf seines Hofes zu beschaffen, gegründet. An Private wurde zunächst nur ganz ausnahmsweise Bier abgegeben, aber bald trat hierin eine Aenderung ein, und schon Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts erwies sich eine Vergrößerung der Räumlichkeiten als notwendig. Anstatt der ursprünglich erzeugten 2500 Eimer wurden nun 11 528 Eimer verköhlet. Eine abermalige Erweiterung erdienen zu Anfang dieses Jahrhunderts geboten, und man verlegte das Hofbräuhaus in das Gebäude „am Platz“, an dessen Stelle sich heute der



Das Münchener Hofbräuhaus vor fünfzig Jahren.

prächtige Neubau erhebt, dessen Arkadenhof wir im Bilde vorführen. Das alte Haus hatte sich nämlich längst als unzulänglich erwiesen, und die primitiven Räumlichkeiten fanden in krassen Gegensatz zu den Anforderungen, welche die Neuzeit hinsichtlich des Komforts und des Behagens stellt. Mit dem Neubau nun wurden im August 1896 die Architekten Deimann und Wittmann betraut, und sofort schritt man ans Werk. Dasselbe bot insofern besondere Schwierigkeiten, als der Bierfabrikbetrieb nicht gestört werden sollte, und so konnte nur nach und nach mit dem Abbruch des alten Gemäuers und der Ausführung von Neubauten vorgegangen werden. Tropfen wurde die Arbeit ungemein schnell gefördert, und schon zum diesjährigen Oktoberfest war der gesamte Neu- und Umbau fertiggestellt. Die Kosten beliefen sich auf 727 182 Mark.



Das neue Münchener Hofbräuhaus.

1898 (Bd. 79).

Jährlich 52 Nummern — K. 14. —

Schach.

(Beitrag von E. Schallert).

Partie Nr. 2.

Original im internationalen Schachturnier zu Berlin am 14. September 1897.

Französische Eröffnung.

Table with chess notation: Weiß: 3. g. f2-d3, 4. e3-e4, 5. d3-d4, 6. e4-e5, 7. f2-g3, 8. g3-g4, 9. h2-h3, 10. g4-g5, 11. h3-h4, 12. g5-g6, 13. h4-h5, 13. h5-h6.

1) Weiss' Bauer auf d3 ist über die meisten Zug S88-d7. 2) Weiss' in 'Seriener' Aufstellungen... 3) Ein solches Bauernopfer... 4) Auf d4-e5... 5) Umgekehrt.

H. G. in G. Heberland geben mir die Widmung der beiden ersten Siege in den internationalen Schachturnieren...



Rudolf Scharrat.

enthalten verbleiben in Dalkau wurde er am 28. November 1871 zu Weidenham geboren. Der Vater von zehn Jahren... 1897 wurde er zum ersten Mal in Berlin überführt...



Karl August Walbrodt.

Notizblätter.

Erziehungsreisen.

Die am 1. April 1895 eröffnete Rudolf Weiffers Erziehungsanstalt für Knaben und Mädchen zu Deutsche Willen bei Berlin... Die Anstalt, die zur unangenehmen Aufnahme von 100 Kindern...

Litteratur.

Es erhebt zwar noch ein wenig früh, ein vollständig abschließendes Lebensbild von Kaiser Wilhelm I. zu entwerfen...

Die beiden Volumes in 11 Bänden... Die Reise nach Italien und dem Orient... mit dem deutschen transatlantischen Doppelschrauben-Schnelldampfer 'COLUMBIA'...

Schachbriefwechsel.

Konsequenz in Davidsfeld. O si tantum scire Nr. 37 kennst du dich bei mir über zwei Wochen nicht. Auf 1. T. 1-1... 2. in Paris... 3. in Paris... 4. in Paris...

Braut-Seidenstoffe

in weiß, schwarz und farbig mit Garantieliefern für gutes Tragen. Direkter Verkauf an Private porto- und zollfrei ins Haus zu wirtsch. Fabrikpreisen. Taufende von Anerkennungsbriefen...

München, Dr. med. Pfeuffers Hämoglobin. Gegen Blutarmut! In der Münchener Kgl. Universitäts-Kinder-Polyklinik (Hörsaalraum) seit Jahren Fortwährend in Anwendung. München, den 10. Juli 1898.

Stollwerck's Chocolate advertisement featuring an illustration of a woman and child, with the text 'Stollwerck's Chocolate' in large stylized letters.

Veronigungs-Reisen nach ITALIEN und dem ORIENT advertisement featuring an illustration of a steamship and a coastal scene, with text about the 'COLUMBIA' ship and travel details.

Advertisement for Saxelehner's Bitterwasser, featuring the Saxelehner logo and text in German and Hungarian: 'Saxelehner's Hunyadi János Bitterwasser'.